



Leseprobe

Charlotte Link

Die Rosenzüchterin Kriminalroman

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 752

Erscheinungstermin: 18. Mai 2020

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Ein dunkles Geheimnis umgibt das alte Rosenzüchterhaus von Le Variouf. Alle Spuren scheinen in die Vergangenheit seiner Bewohnerinnen zu weisen. Und eines Tages gibt es erneut eine Tote in Le Variouf ... Atemlose Gänsehaut bis zur letzten Seite!

Die junge Lehrerin Franca Palmer ist am Ende. Hals über Kopf verlässt sie ihr wohlsituiertes Zuhause in Berlin und flüchtet auf die Kanalinsel Guernsey. Dort mietet sie sich in einem alten Rosenzüchterhaus in Le Variouf ein, und innerhalb kurzer Zeit entwickelt sich zwischen ihr und ihrer Gastgeberin Beatrice Shaye eine seltsam distanzierte Freundschaft.

Die ältere Frau lebt auf dem Anwesen in einer undurchschaubaren Schicksalsgemeinschaft mit Helene Feldmann zusammen, die geprägt ist von Hass und Abneigung. Beide Frauen wirken auf geheimnisvolle Weise aneinander gekettet - seit dem Jahr 1945, als Beatrice während der Besetzung der Kanalinseln durch die deutschen Truppen von Helene und ihrem Mann Erich, einem hohen Offizier, wie ein eigenes Kind aufgenommen wurde und sich das Schicksal der beiden Frauen für immer wendete ...

Millionen Fans sind von den fesselnden Krimis von Charlotte Link begeistert. Dunkle Geheimnisse und spannende Mordfälle erwarten Sie. Alle Bücher können unabhängig voneinander gelesen werden.

CHARLOTTE LINK
Die Rosenzüchterin

Charlotte Link

Die Rosenzüchterin

Kriminalroman

blanvalet

PROLOG

Manchmal konnte sie Rosen einfach nicht mehr sehen. Dann meinte sie, ihre Schönheit nicht länger ertragen zu können, den Anblick ihrer samtigen, bunten Blüten, den Hochmut, mit dem sie sich der Sonne entgegenreckten, als seien die warmen Strahlen nur für sie bestimmt und für niemanden sonst. Rosen konnten empfindlicher sein als die sprichwörtlichen Mimosen; einmal war es ihnen zu nass, dann zu kalt, zu windig oder zu heiß; sie ließen oft aus unerfindlichen Gründen die Köpfe hängen und vermittelten den Eindruck, als schickten sie sich zum Sterben an, und es kostete Mühe, Kraft und Nerven, sie daran zu hindern. Dann wieder, ebenso unerklärbar, bewiesen sie eine unerwartete Zähigkeit, behaupteten sich gegen harsche Witterung und unsachgemäße Behandlung, blühten, dufteten und wuchsen. Sie machten es niemandem leicht, der mit ihnen zu tun hatte.

Ich sollte, dachte sie, auf Rosen nicht so aggressiv reagieren. Das ist albern. Und unangemessen.

Sie hatte vierzig Jahre ihres Lebens der Rosenzucht gewidmet, aber sie hatte nie eine wirklich glückliche Hand für diese Blumen gehabt. Vermutlich lag das daran, dass sie sie nicht mochte und eigentlich immer etwas anderes hatte tun wollen. Ihr waren ein paar einigermaßen interessante Kreuzungen gelungen, Teehybriden vor allem, denn

wenn überhaupt, so konnte sie diesem Rosentyp noch am ehesten etwas abgewinnen. Sie vereinten Eleganz mit einer gewissen Härte und Festigkeit – und verkauften sich gut. Irgendwie war es ihr stets gelungen, das Auskommen ihrer kleinen Familie zu sichern, aber oft hatte sie gedacht, dass sie, käme plötzlich eine gute Fee mit einem Goldschatz daher, nie wieder im Leben eine Rose anfassen würde.

Manchmal, wenn sich Beatrice Shaye mit der Erkenntnis konfrontierte, dass sie Rosen weder mochte noch wie eine wirkliche Expertin mit ihnen umzugehen verstand, fragte sie sich, *was* eigentlich ihrem Herzen nahestand. Sie musste sich von Zeit zu Zeit vergewissern, dass es da noch etwas gab, denn die Erkenntnis, ihr Leben einer Tätigkeit und einem Objekt gewidmet zu haben, das ihr so wenig Sympathie abringen konnte, stimmte sie manchmal traurig und ließ sie grübelnd nach einem Sinn suchen. Dabei hatte gerade sie sich stets zynisch über Sinnsucher geäußert. Den Sinn des Lebens hatte sie immer mit dem Begriff *Überleben* erklärt – überleben in einer schlichten, undramatischen Bedeutung. Überleben hieß, das Notwendige zu tun: aufstehen, die Arbeit verrichten, die getan werden musste, essen, trinken, zu Bett gehen und schlafen. Alles andere war schmückendes Beiwerk: der Sherry, der wie helles Gold in den Gläsern funkelte. Musik, die durch den Raum toste, das Herz schneller schlagen und das Blut leichter fließen ließ. Ein Buch, das man nicht mehr aus der Hand legen konnte. Ein Sonnenuntergang über dem Meer, drüben am Pleinmont Tower, der unmittelbar an die Seele rührte. Eine Hundeschauze, feucht und kalt und stürmisch, im Gesicht. Ein warmer, stiller Sommertag, der nur durchbrochen wurde in seiner Ruhe von den Schreien der Möwen und dem leisen Rauschen der Wellen in der Moulin Huet Bay. Heißer Fels unter nackten Füßen. Der Duft der Lavendelfelder.

Eigentlich stellten diese Dinge die Antwort auf ihre Frage dar: Sie liebte Guernsey, ihre Heimat, die Insel im Ärmelkanal. Sie liebte St. Peter Port, die malerische Hafenstadt an der Ostküste. Sie liebte die Narzissen, die im Frühjahr an allen Wegrändern blühten, liebte die wilde blaue Hyazinthe, auf die man in den lichtdurchfluteten, hellen Wäldern stieß. Sie liebte den Klippenpfad hoch über dem Meer, besonders den Teil, der vom Pleinmont Point zur Petit Bôt Bay führte. Sie liebte ihr Dorf Le Variouf, liebte ihr steinernes Haus, das ganz hoch am oberen Dorfrand lag. Sie liebte sogar die Wunden der Insel, die hässlichen Wachtürme der ehemaligen Befestigungsanlage, die von den deutschen Besatzern gebaut worden war, das trostlose, in Granit geschlagene »German Underground Hospital«, das die Zwangsarbeiter damals hatten bauen müssen, und die Bahnhöfe, die die Deutschen hatten vergrößern lassen, um das Material zum Bau ihres Westwalls transportieren zu können. Zudem liebte sie manches an dieser Landschaft, auf dieser Insel, was niemand außer ihr sah und hörte: Erinnerungen an Bilder und Stimmen, an Momente, die sich unauslöschlich in ihr Gedächtnis gebrannt hatten. Erinnerungen an über siebenzig Jahre Leben, die sie fast ausschließlich hier verbracht hatte. Vielleicht stand einem Menschen nahe, was er sein Leben lang kannte. Ob gut oder schlecht, das Vertraute grub sich seinen Weg in jene Winkel des Herzens, in denen Zuneigung geboren wurde. Irgendwann fragte man nicht mehr, was man gewollt hatte; man betrachtete, was man bekommen hatte. Und fand sich damit ab.

Natürlich dachte sie ab und zu daran, wie ihr Leben in Cambridge ausgesehen hatte. An Abenden wie diesem kam ihr die alte Universitätsstadt in East Anglia besonders häufig in den Sinn. Sie hatte das Gefühl, an die tausend Mal – so wie heute – am Hafen gesessen und Sherry getrunken zu

haben, und es war wie ein Sinnbild ihres Lebens – des Lebens, das sie *anstelle* von dem in Cambridge geführt hatte. Auch anstelle eines möglichen Lebens in Frankreich. Wenn sie damals nach dem Krieg mit Julien hätte nach Frankreich gehen können ...

Aber wozu, so rief sie sich zur Ordnung, sollte sie lange überlegen? Die Dinge waren so gelaufen, wie sie vielleicht hatten laufen müssen. In jedem Leben, davon war sie überzeugt, wimmelte es von verpassten Chancen, von versäumten Gelegenheiten. Wer konnte von sich sagen, immer konsequent, zielstrebig und kompromisslos gewesen zu sein?

Sie hatte sich abgefunden mit den Fehlern und Irrtümern ihres Daseins. Sie hatte sie eingeordnet zwischen all die anderen Ereignisse, die ihr widerfahren waren, und in der Menge verloren sie sich ein wenig, wurden unauffällig und blass. Zeitweise gelang es ihr, sie völlig zu übersehen, manchmal sogar, sie zu vergessen.

In ihrem Verständnis hieß das, dass sie sich abgefunden hatte.

Nur mit den Rosen nicht.

Und nicht mit Helene.

Der Wirt vom *Le Nautique* in St. Peter Port näherte sich dem Tisch am Fenster, an dem die zwei alten Damen saßen.

»Zwei Sherry wie immer?«, fragte er.

Beatrice und ihre Freundin Mae sahen ihn an.

»Zwei Sherry wie immer«, erwiderte Beatrice, »und zweimal Salat. Avocado mit Orangen.«

»Sehr gerne.« Er zögerte. Er unterhielt sich gerne, und zu dieser frühen Stunde – es war noch nicht einmal sechs Uhr am Abend – hatte sich noch kein anderer Gast ins Restaurant verirrt.

»Es ist schon wieder ein Schiff gestohlen worden«, sagte

er mit gedämpfter Stimme, »eine große weiße Segelyacht. *Heaven Can Wait* heißt sie.« Er schüttelte den Kopf. »Eigenartiger Name, nicht wahr? Aber den wird sie kaum behalten, so wenig wie ihre schöne, weiße Farbe. Wahrscheinlich haben sie sie längst umgespritzt, und sie gehört schon irgendeinem Franzosen drüben auf dem Festland.«

»Diebstähle von Yachten«, sagte Beatrice, »sind so alt wie die Inseln selbst. Es gibt sie und wird sie immer geben. Wen regt das noch wirklich auf?«

»Die Leute dürften ihre Schiffe nicht wochenlang unbeobachtet lassen«, meinte der Wirt. Er nahm einen Aschenbecher vom Nachbartisch, stellte ihn zu den beiden Damen, gleich neben die Vase mit den Rosen, die in dieser Woche den Gastraum schmückten. Er wies auf das kleine, weiße Reservierungsschild. »Ich brauche den Tisch ab neun Uhr.«

»Da sind wir längst weg.«

Das *Le Nautique* lag direkt am Hafen von St. Peter Port, der Hauptstadt der Insel Guernsey, und durch die zwei großen Fenster des Restaurants hatte man einen wunderschönen Blick über die zahllosen Yachten, die dort vor Anker lagen; man hatte sogar den Eindruck, zwischen all den Schiffen zu sitzen und Teil des Lebens und Treibens dort zu sein.

Man konnte vom Restaurant aus die Menschen beobachten, die über die hölzernen Stege schlenderten, konnte Kindern und Hunden beim Spielen zusehen, und man konnte schon ganz weit in der Ferne die großen Dampfer ausmachen, die Ferienreisende vom Festland brachten. Manchmal glich der Blick dem auf einem Gemälde, bunt und unwirklich. Zu schön, zu vollkommen, wie die Fotografie aus einem Reisekatalog.

Es war Montag, der 30. August, ein Abend voller Wärme und Sonne, und doch schon spürbar vom Nahen des Herbs-

tes geprägt. Die Luft hatte nicht mehr die laue Weichheit des Sommers, sie war nun wie Kristall, kühler und frischer. Der Wind trug einen herben Geruch heran. Die Möwen schossen vom Meer zum Himmel hinauf und wieder zurück, wild schreiend, als wüssten sie, dass Herbststürme und Kälte bevorstanden, dass schwere Nebelfelder über der Insel liegen und das Fliegen beschwerlich machen würden. Der Sommer konnte noch zehn Tage oder zwei Wochen andauern. Dann wäre er unwiderruflich vorbei.

Die beiden Frauen sprachen wenig miteinander. Sie stellten übereinstimmend fest, dass der Salat wie immer ausgezeichnet war und dass nichts über einen schönen Sherry ging, vor allem dann, wenn er, so wie hier, großzügig in hohen Sektgläsern ausgeschenkt wurde. Ansonsten aber fand kaum ein Austausch zwischen ihnen statt. Beide schienen in ihre eigenen Gedanken vertieft.

Mae betrachtete Beatrice eindringlich, was sie sich erlauben konnte, da ihr Gegenüber offensichtlich nichts davon bemerkte. Sie fand, dass sich Beatrice für eine siebzugjährige Frau ganz und gar unangemessen kleidete, aber darüber hatte es zwischen ihnen schon zahllose Diskussionen gegeben, die nicht gefruchtet hatten. Sie lebte in ihren Jeans, bis diese zerschlissen waren, und trug dazu ausgebleichene T-Shirts oder unförmige Pullover, deren einziger Vorteil darin bestand, dass sie ihre Trägerin bei Wind und Wetter warm hielten. Das weiße, lockige Haar band sie meist einfach mit einem Gummiband zurück.

Mae, die gerne schmal geschnittene, helle Kostüme trug, alle vierzehn Tage zum Friseur ging und mit Make-up die Spuren des Alters zu vertuschen suchte, bemühte sich unverdrossen immer wieder, die Freundin zu einem gepflegten Äußeren zu bewegen.

»Du kannst nicht mehr herumlaufen wie ein Teenager!

Wir sind beide siebzig Jahre alt und müssen diesem Umstand Rechnung tragen. Diese Jeans sind einfach zu eng, und ...«

»Das wäre nur dann fatal, wenn ich fett wäre.«

»...und deine ewigen Turnschuhe sind ...«

»...das Praktischste, was man tragen kann, wenn man den ganzen Tag auf den Beinen ist.«

»Dein Pullover ist voller Hundehaare«, sagte Mae anklagend und zugleich resigniert, denn sie wusste, weder an den Hundehaaren noch an den Turnschuhen, noch an den Jeans würde sich auch nur das Geringste ändern.

Heute jedoch sagte sie gar nichts. Sie war mit Beatrice befreundet, seitdem sie beide Kinder gewesen waren, und sie verfügte inzwischen über feine Antennen, was das psychische Befinden ihrer Freundin betraf. Heute, das spürte sie, war Beatrice nicht allzu gut gelaunt. Ihr gingen anscheinend unerfreuliche Gedanken durch den Kopf, und es war besser, sie nicht zusätzlich zu reizen, indem man an ihrem Aussehen herummäkelte.

Sie hat eine gute Figur, dachte Mae, das muss ihr der Neid lassen. Sie hat seit ihrem zwanzigsten Lebensjahr offensichtlich kein Gramm zugenommen. Sie wusste, dass Beatrice sich so geschmeidig bewegte, als seien die körperlichen Beschwerden des Alters eine Erfindung, die für andere gemacht war, nicht aber für sie.

Mae fiel das gestohlene Schiff wieder ein, von dem der Wirt gerade gesprochen hatte. *Heaven Can Wait*.

Wirklich ein seltsamer Name, dachte sie.

Beatrice schaute zum Fenster hinaus auf den Hafen und nippte dabei an ihrem Sherry. Sie sah nicht, was dort unten vor sich ging, sie war völlig versunken in ihre Gedanken.

Mae brach schließlich das Schweigen.

»Wie geht es Helene?«, fragte sie.

Beatrice zuckte mit den Schultern. »Wie immer. Sie jammert viel, aber letztlich begreift niemand, was eigentlich so schlimm ist an ihrem Dasein.«

»Vielleicht begreift sie das selber nicht so genau«, meinte Mae. »Sie hat sich nur so an das Jammern gewöhnt, dass sie damit nicht mehr aufhören kann.«

Beatrice hasste es, über Helene zu reden.

»Wie geht es Maja?«, erkundigte sie sich, um das Thema zu wechseln.

Mae wurde stets nervös, wenn man sie auf ihre Enkelin ansprach.

»Ich fürchte, sie bewegt sich in schlechter Gesellschaft«, sagte sie. »Ich sah sie neulich mit einem Mann zusammen, da schauderte es mich. Ich habe selten ein derart brutales Gesicht gesehen. Mein Gott, wie froh wäre ich, wenn es zwischen ihr und Alan endlich klappte!«

Über ihren Sohn Alan mochte Beatrice nicht reden.

»Man wird sehen«, erwiderte sie in einem Ton, der Mae unmissverständlich klarmachte, dass sie über dieses Thema nicht weiter zu sprechen wünschte.

Mae begriff dies auch sofort, und so saßen sie einander wieder schweigend gegenüber, bestellten zwei weitere Sherry und sahen hinaus in das letzte, milde Licht des vergehenden Augusttages.

Und in diesem Licht, in dieser immer rascher einfallenden Dämmerung, glaubte Beatrice plötzlich, einen Menschen zu erkennen, den sie viele Jahre zuvor zuletzt gesehen hatte. Ein Gesicht in der Menge, das ihr auffiel, das sie zusammenzucken und blass werden ließ. Es dauerte nur eine Sekunde, dann war sie schon wieder überzeugt, sich getäuscht zu haben. Aber Mae hatte die Veränderung an Beatrice bemerkt.

»Was ist los?«, fragte sie.

Beatrice runzelte die Stirn und wandte sich vom Fenster ab. Von einem Moment zum anderen war es ohnehin zu dunkel geworden, als dass sie noch etwas genau hätte wahrnehmen können.

»Ich dachte nur gerade, ich hätte jemanden gesehen ...«, sagte sie.

»Wen?«

»Julien.«

»Julien? Unseren Julien?«

Es war nie *unser Julien*, dachte Beatrice verärgert, aber sie nahm Maes Bemerkung kommentarlos hin.

»Ja. Aber wahrscheinlich habe ich mich getäuscht. Weshalb sollte er nach Guernsey kommen?«

»Meine Güte, er muss sich sowieso sehr verändert haben«, sagte Mae, »er ist doch jetzt bald achtzig Jahre alt, oder?«

»Siebenundsiebzig.«

»Auch nicht viel besser. Ich kann mir nicht vorstellen, dass wir ihn überhaupt wiedererkennen würden.« Sie kicherte, und Beatrice fragte sich, was es zu kichern gab. »Und er uns zwei alte Schachteln auch nicht, fürchte ich.«

Beatrice sagte nichts, schaute nur noch einmal zum Fenster hinaus, doch selbst wenn sie überhaupt noch etwas hätte sehen können, wäre der Mann, den sie einen atemlosen Augenblick lang für Julien gehalten hatte, sicher längst in der Menge verschwunden.

Ein Irrtum, dachte sie, und wegen eines Irrtums sollte, weiß Gott, mein Herz nicht so jagen!

»Komm«, sagte sie zu Mae, »lass uns zahlen und dann nach Hause fahren. Ich bin müde.«

»In Ordnung«, sagte Mae.

ERSTER TEIL

I

Ein Morgen war wie der andere. Um sechs Uhr früh klingelte Beatrices Wecker. Sie gönnte sich fünf Minuten, in denen sie still liegen blieb, die Wärme des Bettes und die Ruhe um sich herum genoss. Eine Ruhe, die unterbrochen wurde von einigen vertrauten Geräuschen ringsum: Vogelgezitscher aus dem Garten, manchmal, wenn der Wind günstig stand, ein leises Meeresrauschen. Irgendwo im Haus knackten ein paar Holzdielen, kratzte sich einer der Hunde, tickte eine Uhr. Dann schob sich Beatrices Schlafzimmertür einen Spalt weit auf, und Misty streckte ihre Nase hinein. Mistys Fell hatte die bleigraue Farbe des Nebels, der im Herbst über Petit Bôt Bay lag, und daher war der Name Beatrice sofort durch den Kopf geschossen, als sie den Hund als Welpen zum ersten Mal im Arm gehalten hatte. Damals bestand Misty nur aus großen, tapsigen Pfoten, aus weichem, buschigem Fell und aus lebhaften kohlschwarzen Knopfaugen. Heute hatte sie die Größe eines Kalbes.

Misty nahm Anlauf und sprang aufs Bett, das unter ihrem Gewicht schwankte und ächzte. Sie kuschelte sich in die Decken, wälzte sich auf den Rücken, streckte alle viere in die Luft und schleckte Beatrice kurz mit der Zunge über das Gesicht – ein tiefend nasser, von Herzen kommender Liebesbeweis.

»Misty, runter vom Bett«, befahl Beatrice halbherzig, und

Misty, die wusste, dass sie auf den Protest der Hausherrin nichts geben musste, blieb, wo sie war.

Für Beatrice waren die fünf Minuten der Beschaulichkeit vorbei. Sie stand schwungvoll auf und ignorierte, so gut sie konnte, die leichte Steifheit ihrer Gelenke, die ihr verriet, dass sie nicht mehr so jung war, wie sie sich manchmal fühlte. Sie wollte keineswegs so werden wie Mae, die sich von morgens bis abends mit ihrem Körper beschäftigte, ständig in ihn hineinlauschte und jeden dritten Tag beim Arzt saß, weil sie meinte, dass irgendetwas in ihrem Inneren nicht stimmte. Nach Beatrices Ansicht zog sie sich damit die Unpässlichkeiten überhaupt erst heran. Aber darüber hatten sie schon oft gesprochen, ohne dass eine von ihnen ihre Meinung geändert hätte. Ihre Freundschaft bestand ohnehin im Wesentlichen darin, sich gegenseitig mit kopfschüttelnder Verwunderung zu betrachten.

Während sie im Bad unter der Dusche stand, überlegte Beatrice, was sie am heutigen Tag tun würde. Sie konnte sich derlei Überlegungen inzwischen leisten, denn aus dem eigentlichen Berufsleben, das früher ihren Tagesablauf bestimmt hatte, hatte sie sich zurückgezogen. Ihren Rosengarten versorgte sie nur noch zu ihrem privaten Vergnügen, wobei das Wort »Vergnügen« den Sachverhalt nicht wirklich wiedergab. Aber die Rosen waren nun einmal da, also kümmerte sie sich auch um sie. Ab und zu, wenn jemand vorbeikam, der Rosen kaufen wollte, Touristen vor allem, gab sie noch welche ab. Aber sie inserierte nicht mehr in den einschlägigen Zeitschriften und hatte den Versand völlig eingestellt. Sie versuchte auch nicht mehr, neue Sorten heranzuzüchten. Das überließ sie anderen, und überhaupt: Es hatte ihr nie übermäßig Spaß bereitet. Wenn sie aus dem Bad kam, waren ihr meist an die hundert Dinge eingefallen, die erledigt werden mussten, und in ihren Bewegungen

lagen bereits die Schnelligkeit und Ungeduld, die typisch für sie waren. Alles, was sie tat, schien sie stets in Eile zu tun, was die meisten Menschen in ihrer Umgebung als äußerst anstrengend empfanden.

Von halb sieben bis halb acht ging Beatrice mit ihren Hunden spazieren. Außer Misty gab es noch zwei weitere Mischlinge, beide groß, undefinierbar in der Zusammensetzung ihrer Rassen und wild. Beatrice liebte Hunde ausnahmslos, umgab sich jedoch am liebsten mit solchen, die die Statur von Ponys oder Kälbern hatten. Die Hunde tobten sofort los, kaum dass Beatrice ihnen die Haustür geöffnet hatte. Das Haus lag oberhalb des Dorfes Le Variouf, und man konnte von hier aus bis zum Meer blicken. Die Landschaft ringsum bestand aus weiten Wiesen, die gelegentlich von Baumgruppen durchsetzt waren. Bäche plätscherten in Richtung Meer, und an ihren Ufern standen hier und da baufällig gewordene Mühlen, die in früheren Zeiten mit Wasserkraft betrieben worden waren. Steinernen Mauern umgrenzten weitläufige Weiden, auf denen Rinder und Pferde grasten. Die Luft roch nach Salz und Wasser, nach Algen und Sand. Je näher man dem Meer kam, desto frischer wurde der Wind, desto klarer die Luft. Bald hatte Beatrice den Klippenpfad erreicht und konnte das Wasser sehen. Nur noch wenige Bäume standen hier, windzerzaust und flach. Der Weg wurde gesäumt von wilden Hecken, Stechginster-, aber auch Brombeerhecken, an denen dicke, reife Früchte hingen. Die Hunde, animiert vom Schreien der Seevögel und vom Wind in ihren Nasen, jagten laut bellend davon. Beatrice wusste, dass sie jeden Fußbreit Boden genau kannten, und machte sich wegen ihrer halsbrecherischen Sprünge keine Gedanken. Sie blieb auf der Anhöhe über dem Wasser stehen und atmete tief durch.

Obwohl es noch früh am Tag war, hatte sich die Sonne

schon ein Stück über den östlichen Horizont hinaufgeschoben und warf rotgefärbte Strahlen über die Wellen. Der Septembertag war klar und würde wieder fast hochsommerlich heiß werden. Schon die ganze letzte Woche über war es ungewöhnlich warm gewesen für die Jahreszeit. Das Heidekraut an den oberen Klippen leuchtete rötlich, unten in den Buchten glänzte hell der Sand. Kormorane und Seeschwalben machten sich auf zu den ersten Beutezügen des Tages.

Beatrice setzte ihren Weg auf dem Pfad fort. Ab und zu pflückte sie im Vorbeigehen eine Brombeere, schob sie genießerisch in den Mund. In gewisser Weise war dies ein Ablenkungsmanöver. Diese Minuten des Tages, dieser Spaziergang hoch über dem Meer, gehörten zu den gefährlichsten Momenten ihres Alltags. Mit der Petit Bôt Bay, zu der dieser Weg führte, verbanden sich zu viele Erinnerungen, gute und schlechte, aber das machte fast keinen Unterschied. In den schlechten Erinnerungen lebten alte Schrecken wieder auf, und zum Teil hatten sie bis zum heutigen Tag nichts von ihrer Macht verloren. Und den guten Erinnerungen haftete die Erkenntnis der Unwiederbringlichkeit an, die Trauer darüber, dass Momente des Glücks das Leben streifen, sich aber nicht in ihm verankern können. Beatrice hatte sich jede Regung von Selbstmitleid schon vor langer Zeit verboten, aber manchmal konnte sie sich des bitteren Gedankens nicht erwehren, dass ihr das Leben nicht allzu viel Glück gebracht hatte. Wenn sie daran dachte, mit welcher Leichtigkeit und Zufriedenheit Mae immer gelebt hatte – zumindest dann, wenn sie sich nicht gerade mit eingebildeten Krankheiten oder mit düsteren Prognosen, die Zukunft der Welt betreffend, herumschlug. Mae hatte nie eine echte Tragödie durchleiden müssen; das bisher schmerzlichste Ereignis war der Tod ihres Vaters fünf Jahre zuvor gewesen: Er war, zweiundneunzigjährig, in einem schönen Alters-

heim bei London einem Herzschlag erlegen, und Beatrice fand, dass er einen besseren Lebensabend und einen leichteren Tod gehabt hatte als viele andere Menschen. Mae hatte den Anschein erweckt, ein Drama durchstehen zu müssen, während ihre alte Mutter, die allein in dem Heim zurückblieb, den Schicksalsschlag mit großer Würde hingenommen hatte.

Mae war von ihrem Mann auf Händen getragen worden, ihre Kinder hatten sie nie enttäuscht, und auch ihre Enkel entwickelten sich zu Prachtexemplaren. Außer Maja vielleicht, vor der kein Mann auf der Insel sicher war, aber sie mochte zu einem durchaus gefestigten Menschen werden, wenn ihre Sturm-und-Drang-Zeit erst hinter ihr lag. Nein, Mae war nie wirklich böse behandelt worden vom Leben.

Und ich?, fragte sich Beatrice. Bin ich böse behandelt worden vom Leben?

Es war die Frage, die ihr fast jedes Mal hier oben auf dem Klippenpfad durch den Kopf schoss, und sie war der Grund, weshalb Beatrice manchmal dachte, es sei besser, die Bay und ihre Umgebung zu meiden. Doch bisher war es ihr noch immer geglückt, die Frage unbeantwortet zu lassen und wieder zu verdrängen, und mit einer Art wütendem Trotz schlug sie jeden Morgen denselben Weg ein, den sie nun schon seit Jahrzehnten nahm und von dem sie sich ein paar quälender Gedankengänge wegen nicht vertreiben lassen wollte.

Sie schob die Frage nach den Widrigkeiten in ihrem Leben auch an diesem Morgen zur Seite und rief nach den Hunden – Zeit, den Rückweg anzutreten. Helene saß sicher schon aufrecht im Bett und erwartete ihren Morgentee. Beatrice wusste, wie ungeduldig sie ihrer Rückkehr vom Spaziergang entgegensah. Nicht, weil sie etwa hungrig oder durstig gewesen wäre. Aber nach einer langen Nacht gierte

Helene nach einem Menschen, bei dem sie jammern und klagen konnte. Helene weinte gern und viel, und ähnlich wie Mae beschäftigte auch sie sich allzu viel mit zahlreichen Wehwehchen. Aber während Mae auch ihre sehr fröhlichen, kumpelhaften Seiten hatte, bestand Helene oft nur aus Unzufriedenheit und Genörgel.

»Kommt, Jungs«, sagte Beatrice zu den Hunden – Misty als einziges Weibchen bezog sie einfach in diesen Sammelbegriff mit ein –, »wir müssen heim und uns um Helene kümmern!«

Die Hunde schossen herbei und trabten nun im Rudel vor Beatrice her in Richtung Heimat. Hatte sie zuvor die Aussicht auf ein wildes Toben am Meer gereizt, so lockte nun die Erwartung eines üppigen Frühstücks daheim.

Sie sind immer zufrieden, dachte Beatrice, weil die ganz einfachen Dinge im Leben wichtig für sie sind. Sie stellen nichts in Frage. Sie leben einfach.

Auf dem Rückweg lief sie noch flotter als auf dem Hinweg, und als sie zu Hause ankam, hatte sie alle quälenden Gedanken abgeschüttelt.

Das Haus, gemauert aus dem bräunlichen Granit der Insel, umgeben von Rosen, Rhododendren und riesigen blauen Hortensien, lag wie ein kleines, friedvolles Paradies im Licht des Morgens. Die grünen Fensterläden standen weit offen, nur die vor Helenes Fenster im ersten Stock waren geschlossen. Es war genau halb acht. Jeder auf der Insel Guernsey hätte nach Beatrice die Uhr stellen können.

Um zehn vor acht betrat Beatrice Helenes Zimmer. Sie trug ein Tablett, auf dem eine Tasse Tee und ein Teller mit zwei Scheiben Toastbrot standen. Helene behauptete zwar stets, morgens überhaupt nichts essen zu können, aber auf geheimnisvolle Weise waren die Brote später immer ver-

schwunden. Beatrice hatte einmal danach gefragt, und Helene hatte geantwortet, sie habe die Vögel damit gefüttert, aber Beatrice hatte das nur halb geglaubt. Helene war zart und schlank, doch sie sah keineswegs abgemagert aus, und es war klar, dass sie heimlich mehr aß, als sie zugab.

Sie hatte die Nachttischlampe eingeschaltet und saß aufrecht in ihren Kissen. Sie musste bereits im Bad gewesen sein, denn ihre Haare waren gekämmt, und auf ihren Lippen lag ein Schimmer von hellrosafarbenem Lippenstift. Gereizt fragte sich Beatrice, warum sie, wenn sie schon aufstand, nicht auch in der Lage war, Fenster und Fensterläden zu öffnen. Ihr Zimmer, dunkel, warm und stickig, erinnerte an eine Gruft, und vermutlich war dies auch genau der Eindruck, den Helene erwecken wollte. Sie war achtzig Jahre alt und konnte manchmal etwas vergesslich und konfus sein, aber sie bewies immer noch einen erstaunlichen Scharfsinn, wenn es darum ging, das Mitleid ihrer Umwelt zu erregen.

Helene wollte von morgens bis abends bedauert werden. Beatrice wusste, dass sie nicht immer so gewesen war, aber sie hatte stets den Hang gehabt, sich in ein Gefühl der Schutzlosigkeit hineinzusteigern und die Menschen um sich herum zu zwingen, ihr Mitleid und Anteilnahme entgegenzubringen und ihr hilfreich zur Seite zu stehen. Mit den Jahren hatte sich diese Neigung verfestigt, und inzwischen gab es nur noch wenige, die ihre ständige Larmoyanz ertrugen.

»Guten Morgen, Helene«, sagte Beatrice und stellte das Tablett auf einen Tisch neben das Bett. »Hast du gut geschlafen?«

Sie kannte die Antwort, und sie kam prompt. »Ich habe fast kein Auge zugetan, ehrlich gesagt. Die ganze Nacht habe ich mich herumgewälzt, ein paarmal habe ich das Licht angemacht und zu lesen versucht, aber abgespannt,

wie ich zur Zeit bin, konnte ich mich einfach nicht konzentrieren, und ...«

»Es ist einfach zu heiß hier drinnen«, unterbrach sie Beatrice. Schon nach einer halben Minute in der dumpf schwülen Luft des Zimmers hatte sie das Gefühl, kaum noch atmen zu können. »Warum du im Sommer bei geschlossenem Fenster schläfst, werde ich nie begreifen!«

»Es ist nicht mehr Sommer! Heute ist der 2. September!«

»Aber es ist heiß wie im Sommer!«

»Ich habe Angst, dass jemand einsteigen könnte«, sagte Helene verzagt.

Beatrice gab einen verächtlichen Laut von sich. »Also, Helene, wirklich, wie sollte das denn gehen? Da ist doch nichts, woran jemand heraufklettern könnte!«

»Die Mauer ist nicht ganz glatt. Ein geschickter Fassadenkletterer könnte ...«

Beatrice öffnete das Fenster und stieß die Läden weit auf. Samtig frische Morgenluft strömte ins Zimmer. »Solange ich denken kann, schlafe ich bei offenem Fenster, Helene. Und noch nie ist irgendjemand bei mir eingestiegen. Nicht einmal in den Jahren, in denen ich jung war und es vielleicht ganz gerne gehabt hätte«, setzte sie hinzu, bemüht, durch einen Scherz den Ärger abzumildern, der wahrscheinlich in ihrer Stimme gelegen hatte.

Helene lächelte nicht. Sie kniff die Augen in der plötzlichen Helligkeit zusammen, griff nach ihrer Teetasse, nippte daran. »Was hast du heute vor?«, fragte sie.

»Ich wollte mich heute Vormittag um den Garten kümmern. Nachmittags bin ich mit Mae verabredet. In St. Peter Port.«

»Ja?« Helenes Stimme klang hoffnungsvoll. Sie wurde von Beatrice und Mae manchmal mitgenommen, wenn diese sich irgendwo auf der Insel zum Spazierengehen oder

zum Einkaufen trafen, und Helene liebte es, mit Mae zusammen zu sein. Mae behandelte sie stets sehr fürsorglich, war liebevoller und warmherziger zu ihr als Beatrice. Sie erkundigte sich ausführlich nach Helenes Befinden, hörte sich geduldig alle Klagen an. Nie fuhr sie ihr gereizt über den Mund, wie Beatrice das oft tat, nie gab sie ihr das Gefühl, eine lästige alte Person zu sein, die allen nur auf die Nerven fiel. Mae war immer reizend und nett. Leider hatte selten sie zu bestimmen, was passierte; den Ton gab meist Beatrice an, und die war kaum je erpicht darauf, Helene irgendwohin mitzunehmen.

Auch jetzt erwiderte sie nichts auf das fragende »Ja?«, sondern machte sich im Zimmer zu schaffen, räumte Helenes Wäsche vom Vortag weg, suchte frische aus einer Kommode hervor und legte sie auf einem Sessel zurecht.

»Was wollt ihr denn machen in St. Peter Port?«, hakte Helene nach. »Kaffee trinken?«

»Ich fahre nie irgendwohin, um einfach nur Kaffee zu trinken, Helene, das weißt du doch!«, sagte Beatrice ungeduldig. »Nein, wir haben einfach verschiedene Dinge zu erledigen. Maja wird dabei sein, sie soll sich ein Geburtstagsgeschenk aussuchen, das Mae ihr kaufen will, und von mir soll sie auch irgendeine Kleinigkeit bekommen.«

»Maja hat doch erst nächsten Monat Geburtstag«, nörgelte Helene. Sie stand Maes Enkelin mit gemischten Gefühlen gegenüber, versuchte sich jedoch neutral zu verhalten. »Wie alt wird sie denn?«

»Zweiundzwanzig. Sie will eine Party veranstalten und möchte dafür etwas zum Anziehen haben, das so sexy ist, dass es die Männer anlockt wie Honig die Bienen – so hat sie es jedenfalls ausgedrückt.«

Helene seufzte. Für Majas promiskuitiven Lebenswandel konnte eine anständige Frau nur Verachtung übrig haben,

aber manchmal entdeckte sie zu ihrer großen Verblüffung auch einen Hauch von Neid zwischen all den Schichten von Ablehnung und Entrüstung und moralischer Genugtuung darüber, dass Maja wenigstens gelegentlich die Quittung für ihre ungehemmten Ausschweifungen bekam – in Form eines blauen Auges etwa, das ihr ein gekränkter Liebhaber verpasste, oder in der eines schmerzhaften Eingriffes, mit dem sie die unerwünschten Folgen einer Liebesnacht beseitigen lassen musste. Maja hatte schon zweimal abgetrieben – jedenfalls wusste Helene von zwei Abbrüchen, es mochten aber tatsächlich auch mehr gewesen sein. Mae hatte Helene anvertraut, dass Maja Weltmeisterin darin war, die Einnahme der Pille zu vergessen. Helene sagte sich, dass auf ganz Guernsey – sowie auf den Nachbarinseln – vermutlich kein Mann zu finden war, der jemals bereit wäre, Maja zu heiraten, eine Frau, die es mit beinahe jedem Mann getrieben hatte, der ihren Weg kreuzte. Also wahrlich kein Grund, neidisch zu sein! Dennoch nagte da manchmal etwas; sie konnte sich nicht recht erklären, woher das Gefühl kam, und vielleicht wollte sie es sich auch gar nicht erklären, weil Erkenntnisse in diesen Fragen nur Schmerz bedeutet hätten. Auch wenn sie die Tatsache mit einbezog, dass sie in einer anderen Zeit jung gewesen war als Maja und dass das Leben damals nach anderen Wertvorstellungen geordnet gewesen war, so konnte sie doch dann und wann nicht anders, als Vergleiche zwischen der jungen *Helene* und der jungen *Maja* anzustellen. Und jedes Mal löste dies einen eigenartig heftigen Schmerz in ihr aus.

Du hättest mehr vom Leben haben können, wenn du dir mehr *genommen* hättest, hatte eine barsch klingende Stimme in ihrem Inneren einmal zu ihr gesagt, und seither war diese Stimme nie mehr ganz verstummt.

»Ich würde Maja auch gerne etwas schenken«, sagte sie

nun rasch, »ich komme mit euch, und sie könnte sich etwas aussuchen.«

Beatrice seufzte; sie hatte gewusst, dass Helene es wieder einmal versuchen würde.

»Helene, du willst Maja doch gar nichts schenken, und das erwartet auch kein Mensch von dir«, sagte sie. »Du magst Maja nicht besonders, was dein gutes Recht ist, und du brauchst nicht an ihrem Geburtstag so zu tun, als ob das anders wäre.«

»Aber ...«

»Du willst einfach mit, weil du wieder einmal nicht weißt, was du sonst mit dir anfangen sollst. Das ist wirklich keine gute Idee. Du weißt, wie Maja ist, wenn man ein Geschenk für sie kauft – sie jagt durch alle Geschäfte, und Mae und ich kommen kaum hinterher. Mit dir im Schlepptau wären wir völlig unbeweglich, denke nur an die vielen steilen Straßen und Treppen in St. Peter Port und an dein Rheuma!«

Helene war zusammengezuckt, und ihre Augen füllten sich mit Tränen. »Du kannst wirklich sehr kalt sein, Beatrice. Warum sagst du nicht gleich, dass ich euch lästig bin?«

»Dann würdest du mich ja noch kälter finden«, entgegnete Beatrice und wandte sich zur Tür. Sie hatte alles im Zimmer einigermaßen geordnet und aufgeräumt, und es befiel sie schon wieder das Gefühl, jeden Augenblick zu ersticken, wenn sie noch länger Helenes quengeliger Stimme lauschte und in ihr blasses Gesicht blickte.

»Es wird ein sehr schöner Tag werden. Du kannst dich in den Garten setzen und lesen und dich freuen, dass du nicht in der Gegend herumlaufen musst.«

Helene kniff die Lippen zusammen. Andere Menschen sahen unsympathisch aus, wenn sie einen schmalen Mund bekamen, nicht aber Helene. Sie wirkte noch immer mit-leiderregend.

»Wenn du dich schon so für Majas Geburtstag engagierst«, stieß sie hervor, »denkst du dann gelegentlich wohl auch daran, dass *ich* bald Geburtstag habe?«

»Das kann ich ja nun beim besten Willen nicht vergessen«, entgegnete Beatrice barsch.

Wie sollte sie auch? Sie und Helene hatten am selben Tag Geburtstag – am 5. September. Allerdings war Helene zehn Jahre früher geboren. Und überdies nicht auf Guernsey, so wie Beatrice.

Sondern in Deutschland.

Sie hatte Rindermist kommen lassen von einem Bauern aus Le Variouf. Damit wollte sie die Rosen düngen, zum letzten Mal in diesem Jahr. Rindermist eignete sich am besten, viel besser als jeder andere Dünger, den man in Geschäften kaufen konnte. Sam, der Bauer, war gleich nach dem Frühstück erschienen und hatte eine Fuhre abgeliefert. Das Zeug stank jetzt im Schuppen vor sich hin, und Beatrice hatte irgendwie keine Lust, mit der Arbeit anzufangen. Vielleicht war es einfach zu heiß. Auch Sam hatte gemeint, es werde fast unerträglich warm werden – auf jeden Fall viel zu warm für die Jahreszeit.

»Das habe ich schon beim Aufstehen gemerkt«, hatte er gesagt, den Hut aus der Stirn geschoben und sich mit einem Taschentuch den Schweiß abgewischt. »Wird verdammt heiß heute, hab ich gedacht. Und da war wenigstens noch eine Brise in der Luft. Jetzt regt sich nichts mehr, merken Sie das? Kein Windhauch, nichts! Wird hart heute mit der Arbeit!«

»Ausgerechnet heute muss ich in die Stadt«, hatte Beatrice gesagt, »aber da kann man nichts machen. Ich werde es schon überleben.«

»Klar. Sie überleben alles, Mrs. Shaye!« Er hatte gelacht

und trotz der Hitze den Schnaps angenommen, den sie ihm anbot. Sam trank gerne einen kräftigen Schluck zwischendurch, aber er musste es heimlich tun, weil seine Frau schimpfte, wenn sie etwas davon mitbekam.

Beatrice musste an seine Worte denken, während sie durch den Garten wanderte, einen großen Hut zum Schutz vor der Sonne auf dem Kopf, einen Strohkorb am Arm und eine Gartenschere in der Hand, mit der sie Verblühtes abschchnitt und Wildtriebe an den Rosen kappte. Eine ruhige, angenehme Beschäftigung, der Wetterlage angemessen.

Sie überleben alles, Mrs. Shaye!

Sie wusste, dass sie den Ruf hatte, unverwüstlich zu sein und sich von nichts und niemandem unterkriegen zu lassen, und manchmal wunderte sie sich über die Hartnäckigkeit, mit der ihre Umgebung an dieser Überzeugung festhielt. Sie selbst fühlte sich nicht einmal halb so stark, wie das die Menschen ringsum offensichtlich von ihr dachten. Eher hatte sie den Eindruck, dass es ihr geglückt war, einen recht stabilen Panzer um sich herum zu errichten, der allem standhielt, was von außen herandrängte, und der vor allem ihr Innenleben vor neugierigen Blicken schützte. Dort gab es, so meinte sie von Zeit zu Zeit zu spüren, noch eine Reihe Wunden, die bis heute nicht aufgehört hatten zu bluten. Das Gute war, dass offenbar wirklich niemand sie zu entdecken vermochte.

Sie schnippte rasch und geübt an ihren Rosen herum, allerdings ohne ein einziges Wort an sie zu richten. Ihr Vater hatte immer mit den Rosen gesprochen und behauptet, dies sei außerordentlich wichtig.

»Sie sind Lebewesen. Sie brauchen Zuwendung und das Gefühl, ernst genommen und gemocht zu werden. Sie spüren genau, wenn man es gut mit ihnen meint, ihren Charakter, ihre Wesenszüge und Eigenarten respektiert. Und

genauso merken sie es, wenn du sie herablassend und gleichgültig behandelst.«

Als kleines Mädchen hatte Beatrice diesen Worten an-dächtig gelauscht und keine Sekunde lang an ihrer Rich-tigkeit gezweifelt. Aber Andrew Stuart, ihr Vater, war für sie sowieso gleich nach dem lieben Gott gekommen, und es gab schlechthin nichts auf der Welt, was sie ihm nicht gläubig abgenommen hätte. In gewisser Weise war sie auch heute noch der Ansicht, dass er recht gehabt hatte, aber sie hatte seine Worte nie umsetzen können. Irgendwann, in den harten Jahren des Krieges und in den schweren Zeiten da-nach, war ihr die Fähigkeit abhandengekommen, seine ge-mütvolle, sanfte und von einer echten Liebe zur Schöpfung durchdrungene Art zu leben für sich selbst zu überneh-men. Andrew war zu verletzbar gewesen, und das konnte und wollte sie sich nicht leisten. Und irgendwie wurde sie die Vorstellung nicht los, dass ein Mensch, der mit den Rosen sprach, dem Leben die Breitseite zum Angriff bot. Es mochte eine fixe Idee sein, ein Vorurteil, nicht zu bele-gen, aber es bewirkte, dass sie nicht in der Lage war, auch nur ein einziges Wort an ihre Rosen zu richten. Sie hatte es seit ihrem fünfzehnten Lebensjahr nicht mehr fertigge-bracht. Eine Ahnung sagte ihr, es werde einem Dambruch gleichkommen, wenn sie es tat.

Als Helene vom Haus herrief, Beatrice möge ans Telefon kommen, war sie dankbar für die Gelegenheit, ein paar Mi-nuten lang der immer drückender werdenden Hitze zu ent-kommen.

»Wer ist es denn?«, fragte sie, als sie in den Flur trat. He-lene, inzwischen mit einem rosafarbenen seidenen Morgen-mantel bekleidet, stand vor dem Spiegel und hielt den Tele-fonhörer in der Hand.

»Es ist Kevin«, sagte sie, »er möchte dich etwas fragen.«

Kevin züchtete ebenfalls Rosen, stand aber im Unterschied zu Beatrice noch mitten im Geschäftsleben. Er war achtunddreißig Jahre alt und schwul, und er hing mit einer rührenden Zuneigung an den beiden alten Damen aus Le Variouf. Seine Gärtnerei lag zwanzig Autominuten entfernt an der Südwestspitze der Insel.

Kevin rief oft an; er fühlte sich häufig einsam und hatte es zu einer wirklich intakten, stabilen Partnerschaft noch nicht gebracht. Seine langjährige Beziehung zu einem jungen Mann namens Steve war gerade zerbrochen, sein gleichzeitig verlaufendes Verhältnis zu einem etwas zwielichtigen Franzosen bestand ebenfalls nicht mehr. Im Augenblick schien es niemanden für ihn zu geben. Guernsey bot wenig Möglichkeiten für Homosexuelle. Kevin träumte davon, eines Tages nach London zu ziehen und dort den »Mann fürs Leben« zu finden – wobei jeder, der ihn kannte, wusste, dass Kevin seine Insel nie verlassen würde. Und für das raue Leben in einer Großstadt war er schon gar nicht geschaffen.

Beatrice nahm Helene den Hörer aus der Hand. »Kevin? Was gibt's? Findest du nicht auch, dass es heute viel zu heiß ist zum Arbeiten?«

»Ich kann es mir leider nicht leisten, auch nur einen Tag blazumachen, das weißt du ja«, sagte Kevin. Er hatte eine ungewöhnlich tiefe Stimme, mit der er Frauen am Telefon halb verrückt machen konnte. »Hör zu, Beatrice, ich brauche deine Hilfe. Es ist mir wirklich peinlich, aber ... könntest du mir ein wenig Geld leihen?«

»Ich?«, fragte Beatrice überrascht. Kevin pumpte sich häufig Geld, vor allem im vergangenen halben Jahr, aber er wandte sich mit diesem Problem fast immer an Helene. Sie hatte einen Narren an ihm gefressen, und er konnte sicher sein, nie mit leeren Händen davongehen zu müssen.

»Es ist mir unangenehm, schon wieder bei Helene vor-

stellig zu werden«, sagte Kevin unbehaglich, »sie hat mir ja gerade erst mit einer größeren Summe ausgeholfen. Ich meine, wenn du ...«

»Wie viel brauchst du denn?«

Er zögerte. »Eintausend Pfund«, sagte er schließlich.

Beatrice zuckte zusammen. »Das ist ziemlich viel.«

»Ich weiß. Ich zahle es auch bestimmt zurück. Du musst dir keine Gedanken machen.«

Natürlich musste man sich bei ihm Gedanken machen. Beatrice wusste, dass Kevin Helene noch kaum je einen Penny zurückgezahlt hatte. Er hatte das Geld einfach nicht. Er hatte *nie* Geld.

»Du kannst die Summe haben, Kevin«, sagte sie, »und mit dem Zurückzahlen lass dir einfach Zeit. Aber ich verstehe nicht so recht, warum du immer wieder so große Summen brauchst. Laufen deine Geschäfte so schlecht?«

»Wessen Geschäfte laufen schon gut zurzeit«, meinte Kevin vage. »Die Konkurrenz ist groß, und die allgemeine wirtschaftliche Lage ist nicht allzu rosig. Außerdem habe ich zwei weitere Gewächshäuser gekauft, und bis sich die Ausgabe amortisiert, wird es eine ganze Weile dauern. Dann jedoch werde ich ...«

»Schon gut. Komm morgen vorbei und hole dir einen Scheck ab.« Beatrice mochte nicht seine unhaltbaren Versprechungen hören, und sie mochte ihm auch keine Vorhaltungen machen. Ihrer Ansicht nach lebte Kevin einfach auf zu großem Fuß. Die feinen Seidenkrawatten, die Kaschmirpullover, der Champagner ... All dies hatte seinen Preis.

Er wird nie auf einen grünen Zweig kommen, dachte sie.

»Du bist ein Schatz«, sagte Kevin nun voller Erleichterung. »Ich werde mich bei nächster Gelegenheit revanchieren.«

»Gern«, sagte Beatrice. Kevin revanchierte sich auf die

immer gleiche Weise. Er konnte kochen wie ein Gott und eine herrliche Dinner-Atmosphäre schaffen – mit Blumen, Kerzen, Kristall und Kaminfeuer. Er liebte es, einen Gast zu umsorgen, zu verwöhnen. Häufig lud er Helene ein, aber das geschah aus einer gewissen Berechnung heraus. Zu Beatrice hingegen sagte er manchmal, sie sei die einzige Frau, in die er sich je verliebt habe.

Nachdem sie das Gespräch beendet hatten, blieb Beatrice noch einen Moment lang nachdenklich im Flur stehen. Sie fand, dass Kevin gehetzt geklungen hatte. Es schien eine Menge für ihn vom Erhalt des Geldes abzuhängen.

Hoffentlich sitzt er nicht tiefer im Schlamassel, als er zugeht, überlegte Beatrice.

»Was wollte Kevin denn?«, fragte Helene. Sie hatte sich während des Gesprächs diskret in die Küche verzogen, tauchte nun aber wieder auf und versuchte beiläufig zu erscheinen – was nicht der Wahrheit entsprach. Helene war nie beiläufig. Sie befand sich stets in einer innerlichen Habachtstellung, war immer wachsam, immer angestrengt, alles mitzubekommen, was im Haus vor sich ging – vor allem, was Beatrice betraf: mit wem sie sprach und worüber, mit wem sie sich traf, was sie vorhatte und warum.

»Du bist neurotisch kontrollsüchtig!«, hatte Beatrice ihr einmal entnervt entgegengeschrien, und Helene war in Tränen ausgebrochen, aber es hatte nichts geändert.

»Kevin braucht Geld«, erklärte Beatrice. Ihr war klar, dass Helene ohnehin gelauscht hatte und dass sie daher mit offenen Karten spielen konnte. »Und ich soll es ihm geben.«

»Wie viel?«

»Eintausend Pfund.«

»Eintausend Pfund?« Helene schien wirklich verblüfft.
»Schon wieder?«

»Warum? Brauchte er kürzlich erst so viel?«

»Letzte Woche. Ich habe ihm letzte Woche eintausend Pfund gegeben. Wieso kommt er nicht zu mir?«

»Wahrscheinlich genau deshalb.« Beatrice versuchte, nicht allzu gereizt zu klingen, aber selbst das kurze Gespräch mit Helene entnervte sie schon. »Er will nicht schon wieder bei dir antanzen und die Hand aufhalten.«

»Wozu braucht er denn ständig so viel Geld?«

»Ich weiß es nicht. Mir ist das nicht geheuer. Ich vermute, er hat einen neuen Liebhaber, der ziemlich teuer ist. Das wäre typisch Kevin.«

»Aber warum ...«

»Lieber Himmel, Helene, hör bitte auf, mir Löcher in den Bauch zu fragen! Ich weiß auch nicht, was bei Kevin los ist. Wenn du es unbedingt herausfinden willst, dann geh zu ihm und frage ihn!«

»Du redest schon wieder so gereizt mit mir!«

»Weil du *immer alles* wissen musst. Soll ich dir demnächst noch meine Träume aufschreiben und die Zeiten, zu denen ich auf die Toilette gehe?«

Helenes Augen füllten sich mit Tränen. »Immer bist du so hässlich zu mir! Auf Schritt und Tritt zeigst du mir, dass ich dir auf die Nerven gehe. Den ganzen Tag sitze ich da, und niemand kümmert sich um mich, und für niemanden bin ich auch nur im Geringsten wichtig. Und wenn ich dann wenigstens ein bisschen an deinem Leben teilhaben will, dann ...«

Wenn Helene anfang, ihre Lebensumstände zu beklagen, konnte das endlos dauern, und es würde in einem Meer von Tränen enden. Beatrice hatte nicht den Eindruck, dies jetzt ertragen zu können.

»Helene, vielleicht sollten wir ein anderes Mal deine bedauernswerte Situation besprechen. Ich würde jetzt gerne im Garten mit den Rosen weitermachen und dann losfahren, um Mae zu treffen. Meinst du, das wäre möglich?«

Sie hatte mit jener gefährlichen Höflichkeit in Stimme und Tonfall gesprochen, von der sie wusste, dass Helene sie fürchtete. Tatsächlich biss die alte Frau sich auf die Lippen und wandte sich ab. Sie würde sich jetzt in ihr Zimmer zurückziehen und ihren Tränen dort freien Lauf lassen.

Beatrice sah ihr nach, wie sie langsam die Treppe hinaufstieg, und fragte sich, warum sie unfähig war, Mitleid für die arme, neurotische Person zu empfinden. Helene war eine tief unglückliche Frau, war es immer gewesen. Sie fand einfach keinen Frieden, nicht einmal im Alter.

Und mir gelingt es nicht, sie zu bedauern, dachte Beatrice. Und sie erschrak fast selbst, als sie unwillkürlich in Gedanken hinzufügte: Es gelingt mir nicht, weil ich sie mit jedem Tag mehr hasse.

2

Franca hatte schon im Flugzeug gewusst, dass auf dieser Reise alles schief laufen würde. Sie hatte sich in der Maschine zunächst auf den falschen Platz gesetzt und war von dem Mann, dem der Sitz zugeteilt worden war, in einer Art angefahren worden, als habe sie sich auf völlig unverzeihliche Weise an fremdem Eigentum vergriffen. Danach war sie in der Maschine umhergeirrt, bis sich eine Stewardess ihrer erbarmt, ihre Bordkarte angesehen und sie zu ihrem Platz geleitet hatte. Einer Panikattacke nahe, war Franca in die Polster gesunken und hatte mit zitternden Fingern in ihrer Handtasche nach Tabletten gesucht, hatte die flache Schachtel schließlich gefunden und dann voller Entsetzen

festgestellt, dass sie fast leer war. Das hatte es noch nie gegeben, nie war ihr so etwas passiert. Wenn sie tatsächlich einmal das Haus verließ, was selten genug vorkam, dann vergewisserte sie sich vorher ein Dutzend Mal, dass sie genügend Beruhigungsmittel eingesteckt hatte. Diesmal, zu Beginn einer längeren Reise, hatte sie das natürlich auch getan, aber sie hatte geglaubt, die zwei Blisterstreifen in der Schachtel seien voll bestückt.

Wie konnte das nur passieren?, fragte sie sich verzweifelt. Bis auf eine einzige Pille waren beide Streifen *leer*!

Ihr erster Impuls war, aufzuspringen und aus dem Flugzeug zu hasten. Die Maschine musste ohne sie starten, sie konnte nicht mitfliegen. Auf Guernsey, also im *Ausland*, würde sie die Medikamente, die sie brauchte, nicht bekommen, ganz abgesehen davon, dass sie auch kein Rezept dabei hatte. Aber da schob sich das Flugzeug schon langsam aus seiner Parkposition heraus, und Franca begriff, dass sie keine Chance mehr hatte. Sie würde nach Guernsey fliegen, und sie würde mit einer einzigen Tablette auskommen müssen.

Sie wusste inzwischen nur zu gut, dass ihre Panikattacken meist unvermittelt kamen, sie überfluteten wie eine riesenhohe Welle und sie für qualvolle, lange andauernde Minuten in einem Zustand des Entsetzens und der Verzweiflung verharren ließen. Die Panik, die sie nun im Flugzeug überfiel, hatte sie vorausgeahnt: Sie war ausgelöst worden, als der Mann, auf dessen Platz sie gelandet war, sie angeschnauzt hatte, und sie erhielt ihren entscheidenden Schub mit der Entdeckung, dass die Tablettenschachtel fast leer war. Doch obwohl Franca genau gewusst hatte, dass sie jeden Moment mit unerbittlicher Gewalt zuschlagen würde, schnappte sie fassungslos nach Luft unter der Wucht des Angriffs. In Sekundenschnelle war ihr leichter Baumwoll-

pullover von Schweiß durchtränkt, verwandelten sich ihre Beine in Pudding, begannen Herz und Puls zu rasen, als habe sie einen Marathonlauf hinter sich. Sie fing heftig an zu frieren, wusste aber, dass das Frieren von innen kam, dass nichts auf der Welt sie würde wärmen können. Ihre Zähne schlugen kaum hörbar aufeinander. Sie wusste um ihre aschfahle Gesichtsfarbe in solchen Momenten. Sie musste aussehen wie ein Gespenst.

Neben den körperlichen Symptomen, dem Zittern, Schwitzen und gleichzeitigen Frieren, breitete sich die Angst in ihrem Inneren aus, mit der Geschwindigkeit eines Feuers in einem ausgedörrten Wald. Fast meinte sie Michael zu hören, seine genervte, ärgerliche Stimme.

»Was denn für eine Angst, Herrgott noch mal?« Das fragte er immer wieder, und offensichtlich gelang es ihr nie, ihm eine zufriedenstellende Antwort zu geben.

»Es ist nicht einfach Angst. Das Wort ist zu schwach. Es ist Panik! Aber eine unbestimmbare Panik. Ein Gefühl von Entsetzen. Von Qual. Von Ausweglosigkeit. Eine namenlose Angst, der man nichts entgegensetzen kann, weil man nicht weiß, woher sie kommt.«

»Es gibt keine *namenlose Angst*. Keine *unbestimmbare Panik*! Man muss doch wissen, *wovor* man Angst und Panik hat!«

»Vor *allem*. Vor dem Leben. Vor den Menschen. Vor der Zukunft. Alles erscheint dunkel, bedrohlich. Es ist ...«

Jedes Mal waren ihre Schilderungen in Hilflosigkeit erstorben. »Michael, ich weiß es einfach nicht. Es ist schrecklich. Und ich bin völlig wehrlos.«

»Unsinn. Man ist nie völlig wehrlos. Das ist nur eine Frage des Willens. Aber du hast dich ja schon vor sehr langer Zeit auf den bequemen Standpunkt zurückgezogen, eben keinen Willen zu haben. Damit kannst du getrost die

Arme hängenlassen und von einer Panik zur nächsten taumeln.«

Sie hörte seine Stimme gnadenlos auf sich einhämmern, während das Flugzeug zur Startbahn rollte und sie vergeblich versuchte, ihr Zittern und die innere Qual auf irgendeine Weise unter Kontrolle zu bringen.

Die Tablette... Sie wusste, innerhalb einer knappen Minute würde sie sich beruhigen, wenn sie sie schluckte. Aber dann war sie weg. Ihre Wirkung hielt fünf bis sechs Stunden an, höchstens. Und sie konnte Guernsey erst übermorgen wieder verlassen.

»Geht es Ihnen nicht gut?«

Sie vernahm die Stimme ihrer Nachbarin wie durch einen Nebel. Verschwommen sah sie das freundliche Gesicht einer alten Dame. Weiße Haare, gütige Augen.

»Sie haben graue Lippen und zittern wie Espenlaub. Soll ich die Stewardess rufen?«

»Nein, vielen Dank.« Jetzt nur kein Aufsehen erregen. Sie wusste aus Erfahrung, dass dies die Situation verschärfen würde. »Ich habe hier eine Tablette... Wenn ich die schlucke, geht es mir sofort besser.«

»Haben Sie Flugangst?«

»Nein... ich bin... ich habe eine verschleppte Erkältung...« Das klang sicherlich völlig unglaublich, aber ihr fiel in diesem Moment nichts anderes ein. Sie brauchte drei Anläufe, um die Tablette aus dem Zellophan zu drücken. Ihre Finger bebten, als sie sie in den Mund steckte. Sie bekam sie leicht ohne Wasser hinunter, das hatte sie in den vergangenen Jahren, in denen sie die Tabletten in den unmöglichsten Momenten hatte schlucken müssen, nur zu gut gelernt.

»Ich hatte schreckliche Flugangst früher«, sagte die alte Dame, die Erklärung mit der verschleppten Erkältung igno-

rierend. »Zeitweise bin ich in keine Maschine mehr gestiegen. Aber dann habe ich mir gesagt, dass ich es irgendwie bekämpfen muss. Meine Tochter ist auf Guernsey verheiratet. Und schließlich will ich sie und die Enkel ab und zu sehen. Mit dem Auto ist das eine sehr weite Strecke, und mit der Bahn ... ach, du lieber Gott!« Sie winkte ab. »Da habe ich mir das Fliegen richtig antrainiert. Und inzwischen macht es mir überhaupt keine Probleme mehr.« Sie lächelte. »Sie werden das auch in den Griff bekommen.«

Franca schloss die Augen. Die Tablette begann bereits zu wirken. Das Zittern verebbte. Sie hörte auf zu frieren. Der Schweiß trocknete auf ihrer Haut. Die Panik versickerte langsam. Sie atmete tief durch.

»Sie bekommen wieder etwas Farbe auf den Wangen«, stellte ihre Nachbarin fest. »Diese Tabletten scheinen fantastisch zu wirken. Was ist das eigentlich?«

»Ein Baldrianpräparat.« Franca ließ die Schachtel eilig in ihrer Handtasche verschwinden. Ihr Körper entspannte sich. Sie lehnte den Kopf an die Lehne.

Sechs Stunden. Sechs Stunden, wenn sie optimistisch dachte, und Optimismus fiel ihr in dieser Phase, kurz nach der Einnahme, nicht schwer. Sechs Stunden, in denen sie Ruhe hatte.

Und dann?

Wie mache ich das morgen in der Bank, überlegte sie, wie schaffe ich es, aus dem Hotelzimmer zu kommen?

Das Abendessen und das Frühstück konnte sie ausfallen lassen und einfach im Zimmer bleiben. Wenn sie Glück hatte, gelang es ihr noch, auf dem Flughafen in St. Martin ein Sandwich zu kaufen, dann musste sie nicht allzu sehr hungern. Aber zur Bank musste sie morgen, und es war ihr ein Rätsel, wie sie diesen Gang bewältigen sollte.

Ich muss morgen darüber nachdenken, beschloss sie, viel-

leicht habe ich gar keine Attacke, und damit gibt es überhaupt kein Problem.

Irgendwo in einem Winkel ihres Gehirns wusste sie, dass eine Attacke kommen würde, denn es kam immer eine, aber gedämpft durch das Medikament konnte sich dieser Gedanke keinen Raum verschaffen. Ein sanfter Schleier hatte sich über ihr Empfinden gebreitet. Sie würde die Dinge einfach auf sich zukommen lassen.

Reza Karim fuchtelte aufgeregt mit den Händen und gab einen Wortschwall in seiner pakistanischen Muttersprache von sich, ehe er sich besann und in sein hartes, etwas abgehacktes Englisch zurückfiel.

»Ich weiß es nicht! Ich weiß wirklich nicht, wie das passiert sein kann. Ich habe hier keine Buchung! Mrs. Palmer, ich bin untröstlich. Kann es sein, dass Sie vergessen haben, mich zu verständigen?«

Franca hielt sich mit beiden Händen am Tresen der Rezeption fest und starrte Reza Karim hypnotisch an. »Mr. Karim, mein Mann hat das Zimmer gebucht. Vielmehr, seine Sekretärin hat es getan. Und das hat doch immer funktioniert.«

»Ja, aber ich habe diesmal keine Buchung!« Hektisch blätterte Karim in seinem Reservierungsbuch vorwärts und rückwärts. »Hier ist nichts! Hier wird alles eingetragen. Hier ist nichts!«

»Ich brauche ein Zimmer, Mr. Karim.« Sie begann zu schwitzen, aber das mochte an der Hitze liegen, die über der Insel brütete. Noch hielt die Wirkung des Tranquilizers an. Aber was, um Himmels willen, sollte sie tun, wenn sie kein Hotelzimmer bekam?

Sie war jedes Mal im *St. George Inn* abgestiegen, wenn sie auf Guernsey gewesen war. Eine preiswerte Absteige,

und manchmal hatte sie gedacht, dass Michael ihr ruhig ein etwas feudaleres Quartier hätte spendieren können als dieses zwischen anderen Häusern eingezwängt stehende Gebäude, in dem stets abgestandener Essensgeruch zwischen den Wänden hing, der dicke weinrote Teppichboden vor Schmutz starrte, die schmale Treppe sich halbsbrecherisch steil nach oben schraubte und die Badezimmer jede Andeutung von Komfort vermissen ließen – ganz abgesehen davon, dass man sich in den winzigen Zellen kaum einmal um sich selber drehen konnte und beim Haareföhnen ständig mit den Ellbogen an die Wände stieß. Aber irgendwann hatte sich Franca an die stickigen Räume und an Mr. Karim gewöhnt, und Michaels Rechnung war aufgegangen: Letztlich hielt Franca an allem fest, was ihr einmal vertraut war. Selbst wenn sie sich nicht wirklich wohl fühlte in dem Hotel, so erschien es ihr doch weitaus erträglicher, einen *vertrauten* schrecklichen Zustand aufrechtzuerhalten, als etwas Neues zu probieren und möglicherweise an einen *ungewohnten* schrecklichen Umstand zu geraten.

»Natürlich brauchen Sie ein Zimmer, natürlich«, sagte Karim nun, »aber unglücklicherweise bin ich vollständig ausgebucht. Sie wissen ja, über Gästemangel konnte ich mich noch nie beklagen!« Er lachte. Franca hatte das bisher nicht gewusst, konnte es sich auch nicht vorstellen, aber sie nahm an, dass er die Wahrheit sagte, was seine augenblickliche Situation anging. Hätte er auch nur das kleinste Kellerloch noch frei gehabt, er hätte sie hineingequetscht.

»Kann ich telefonieren?«, fragte Franca.

»Selbstverständlich!« Er schob ihr den Apparat hin, ein altmodisches schwarzes Monstrum, wie es Franca nur aus nostalgischen Fernsehfilmen kannte. Sie wählte die Nummer des Labors, die Durchwahl von Michaels Büro.

Er war sogleich selbst am Telefon. »Ja?«

»Michael, ich bin es, Franca. Ich stehe hier im *St. George*, und stell dir vor, irgendetwas muss schiefgelaufen sein. Für mich ist kein Zimmer gebucht.«

»Das kann nicht sein.«

»Es ist so. Mr. Karim hat keinen Eintrag vorliegen.«

»Dann soll er dir eben so ein Zimmer geben.«

»Er ist ausgebucht. Es ist absolut nichts frei.«

Michael seufzte. »Das *kann* nicht sein!« Sein Tonfall, seine Stimme klangen, als würde er sagen: »Was hast du denn jetzt schon wieder versiebt? Gibt es denn *nichts*, einfach *gar nichts*, was du jemals richtig machst?«

Irgendwo in ihrem Körper begann ein Nerv zu vibrieren. Es war wie eine eigentümliche Art von Schmerz, jedoch nicht lokalisierbar und nicht beschreibbar. Es war, als sei dort eine Stelle über Jahre hinweg wundgerieben worden und sende nun bei der geringsten Berührung quälende Strahlen aus.

»Ich weiß nicht, ob es sein *kann*«, sagte sie, »aber es ist jedenfalls so. Hier ist kein Zimmer für mich gebucht.«

»Dann muss es ein Versehen sein«, meinte Michael, »ich hatte Sonia jedenfalls Bescheid gesagt.« Sonia war seine Sekretärin, und im Allgemeinen erledigte sie jeden Auftrag mit größter Gewissenhaftigkeit.

»Was soll ich denn jetzt machen?«, fragte Franca verzagt.

Michael seufzte erneut. »Du wirst dir doch wohl ein anderes Hotel suchen und dort ein Zimmer mieten können! Lieber Gott, was soll ich denn von hier aus für dich tun?«

»Michael, ich habe Angst. Ich würde am liebsten wieder zurückfliegen. Ich ...« Sie zögerte, ihr Missgeschick einzugestehen, brachte die Worte dann aber doch über die Lippen: »Ich habe keine Tabletten. Ich hatte nur noch eine, und die habe ich im Flugzeug nehmen müssen. Nun weiß ich nicht ...«

»Das darf doch wohl nicht wahr sein!« Wer Michael hörte, hätte meinen können, er habe es mit einer Schwachsinnigen zu tun, die ihn mehr und mehr entnervte. »*Ich* schicke dich nach Guernsey. *Ich* bezahle den Flug. *Ich* bitte dich *einmal* um etwas. Und...«

»Ich bin schon oft für dich hier gewesen.«

»Es ist aber tatsächlich auch das Einzige, was von dir verlangt wird. Es gibt sonst weiß Gott nichts, worum ich dich bitte. Die minimalsten Erwartungen und Ansprüche, die ein Mann haben kann, habe ich ja schon zurückgeschraubt. Nur um diesen *einen* Gefallen bitte ich dich noch – zweimal im Jahr! Und das ist jetzt auch schon zu viel? Das empfindest du jetzt auch schon als Zumutung? Dafür bist du jetzt auch schon zu fein, zu zart, zu sensibel?«

»Das habe ich doch gar nicht gesagt.« Der leise Vibrations Schmerz wurde stärker. Noch hielt die Wirkung des Medikaments an, aber Franca wusste, wenn sie das Gespräch nicht bald beendete, würde es nicht sechs Stunden dauern, bis der Zustand der Ruhe in sich zusammenbrach.

»Du wirst den Aufenthalt auf Guernsey jetzt *nicht* beenden! Hörst du? Du wirst morgen zur Bank gehen und erst *danach* zurückkommen. Wenn du nicht bis Samstag warten willst, dann versuche, einen Flug für morgen Abend zu bekommen. Aber du gehst zur Bank! Haben wir uns verstanden?«

»Ja«, hauchte sie. Sie hatte wie immer das Gefühl, unter seiner Stimme buchstäblich kleiner zu werden. So, als verliere sie tatsächlich an Zentimetern, schrumpfe in sich zusammen. Irgendwann würde sie so klein sein, dass niemand mehr sie sah. Oder sich einfach auflösen.

Michael klang nun ein wenig freundlicher. Er schien sich zu erinnern, dass ihre Paniken heftig sein konnten, und womöglich kam es ihm in den Sinn, dass es besser sein könnte,

Franca ein wenig zu stabilisieren, anstatt ihr den letzten Rest Selbstvertrauen zu rauben.

»Du wirst das schon hinkriegen. Du gehst jetzt los und suchst dir eine Übernachtungsmöglichkeit. Vielleicht kann Mr. Karim dir behilflich sein. Ruf mich heute Abend an und sage mir Bescheid, ob alles geklappt hat!« Damit beendete er das Gespräch, und Franca, die noch etwas hatte sagen wollen, verschluckte ihre Worte und legte ebenfalls auf.

»Können Sie mir helfen, ein Zimmer zu finden?«, wandte sie sich an Karim.

Der kratzte sich am Kopf. »Das wird schwierig. Verdammst schwierig. Die Insel dürfte weitgehend ausgebucht sein.«

Alan Shaye kam sich völlig lächerlich vor, wie er hier gegenüber dem Haus parkte, in dem Maja wohnte, und Tür und Fenster anstarrte, als erwarte er dort jeden Moment etwas Besonderes zu sehen.

Ein mieser, kleiner Schnüffler, sagte er sich. Wenn Maja mich entdeckt, lacht sie sich tot!

Hin und wieder kamen Autos vorbei, die es auf der steilen, engen Straße schwerhatten, ihn ohne Probleme zu passieren. Manche tippten sich an die Stirn oder schüttelten demonstrativ den Kopf über ihn. Er ignorierte sie. Er schaute hinauf zum zweiten Stock und fragte sich, was dort wohl gerade passierte.

Obwohl er es im Grunde ganz genau wusste. Er kannte Maja gut genug, vielleicht besser als sich selbst. Sie verschwand nicht mit einem Mann in ihrer Wohnung, um mit ihm Tee zu trinken und zu plaudern. Maja hatte eine sehr konkrete Vorstellung davon, wie Genuss aussehen sollte. Sie betrachtete Männer unter simplen Gesichtspunkten: Konnten sie ihr sexuelle Befriedigung im höchsten Maß beschaf-

fen? Hatten sie Geld und waren bereit, es großzügig für *sie* auszugeben? Stellten sie möglichst keinerlei Besitzansprüche, gaben sich zufrieden mit dem, was sie bekamen, und fingen nicht an, eifersüchtig herumzutoben, wenn sie feststellten, dass sie sich Majas Bett mit einem Dutzend weiterer Liebhaber teilten? Denn Maja konnte sich nicht mit einem einzigen Mann zufriedengeben.

»Das wäre, als würde ich nur *ein* Buch lesen«, hatte sie einmal erklärt, als er ihr Vorhaltungen wegen ihres Lebenswandels gemacht hatte. »Oder als würde ich nur *ein* Land auf der Welt kennen. Immer Spaghetti essen und nichts anderes. Immer den gleichen Wein trinken. Meine Vorstellung von den Dingen wäre total beschränkt!«

»Das kannst du doch nicht vergleichen! Du kannst Essen, Trinken, Reisen und Lesen nicht mit Männern über einen Kamm scheren. Du kannst Männer nicht ausprobieren wie Weinsorten oder verschiedene Reiseveranstalter!«

Sie hatte gelacht. »Und warum nicht? Nenne mir einen einzigen Grund, warum es da einen Unterschied geben sollte! Warum soll ich nicht schauen, was sich mir alles bietet, bevor ich mich entscheide?«

»Kein Mensch hat gesagt, du sollst am ersten besten Mann in deinem Leben hängenbleiben.«

Sie hatte erneut gelacht. »Weil das nicht du warst. Sonst würdest du auch das von mir verlangen!«

»Maja, was du tust, geht über Ausprobieren und Anschauen wirklich weit hinaus. Du konsumierst doch wahllos. Du bist überhaupt nicht lange und intensiv genug mit einem Mann zusammen, um *irgendetwas* über ihn sagen zu können. Es ist wie ein Sport für dich. Du *willst* dich zudem überhaupt nicht entscheiden. Nach meiner Ansicht hast du vor, es dein ganzes Leben lang auf diese Weise zu treiben.«

Sie hatte die Arme um ihn geschlungen und gelächelt.

Sie war bildschön, und sie konnte sehr charmant sein. »Oh, Alan! Du klingst wie eine Gouvernante! Und du blickst so ernst und so streng drein. Schau mal, auf meine Art bin ich doch durchaus treu! Mit dir bin ich jetzt schon seit fast vier Jahren zusammen. Egal, was ich tue, ich verlasse dich nie wirklich!«

Er hatte sich aus ihren Armen gelöst. Es war zu lächerlich, zu demütigend, was sie da sagte. »Wir sind nicht seit fast vier Jahren zusammen! Seit vier Jahren reihst du mich nur hin und wieder in die Sammlung deiner Liebhaber ein. Du findest es ganz nett, ab und zu mit mir zusammen zu sein. Aber du bist nicht bereit, eine Beziehung mit mir aufzubauen.«

»Wir haben doch eine Beziehung!«

»Entschuldige, aber möglicherweise definiert jeder von uns den Begriff ein wenig anders. Für mich heißt Beziehung, sich wirklich aufeinander einzulassen. Verstehst du? Und dies wiederum schließt Dritte aus. Ich gehe ja auch nicht noch mit anderen Frauen ins Bett, wenn ich mit dir zusammen bin.«

»Könntest du aber.«

»Wenn du das ernsthaft sagst, liebst du nicht!«

»Ach!« Sie hatte sich abgewandt, gereizt und gelangweilt. »Liebe? Ich bin einundzwanzig, Alan! Was willst du von mir? Ein Versprechen für die Ewigkeit? Ein Treuegelöbniß? Die Erklärung: du und kein anderer? Das mag in deinem Alter so üblich sein, aber ich fühle mich einfach zu jung!«

Natürlich hatte sie damit den Nagel auf den Kopf getroffen. An dieser Stelle lag das Problem. Er dachte es wieder, als er nun hier an diesem heißen Nachmittag im September vor ihrem Haus parkte und langsam verging zwischen Blech und Ledersitzen. Der Altersunterschied war zu groß. Er war jetzt zweiundvierzig Jahre alt. Maja würde in Kürze

ihren zweiundzwanzigsten Geburtstag feiern. Er war einfach zwanzig Jahre älter. Er *fühlte* sich keineswegs alt, aber im Vergleich zu ihr *war* er es. Er hatte andere Vorstellungen, weil er sich in einer anderen Lebensphase befand als sie. Obwohl er sich nicht erinnern konnte, mit Anfang zwanzig einen derart exzessiven Lebenswandel geführt zu haben wie sie. Er kannte überhaupt niemanden, der das tat oder je getan hatte.

Vergiss sie, dachte er müde, lass verdammt noch mal die Finger von ihr!

Er hatte vorgehabt, sie während dieses Aufenthalts auf Guernsey nicht zu besuchen. Nach ihrem letzten Treffen im Sommer, irgendwann Anfang Juni war es gewesen, hatte er ihr gesagt, ihrer beider Beziehung sei von seiner Seite aus beendet. Sie hatte mit den Schultern gezuckt. »Wir haben einander ja sowieso kaum gesehen«, hatte sie gesagt. »Du in London, ich hier ... die paar Mal im Jahr, die du da bist ... aber du wolltest es ja nicht anders!«

»Ich wollte dich in London haben!«

»Ja, aber zu deinen Bedingungen. Du wolltest, dass ich eine Ausbildung mache, dass ich arbeite, dass ich ...«

»Dass du vor allem erst einmal einen Schulabschluss machst, ja. Wir hätten aber unterdessen zusammenleben können. Ich hätte für dich gesorgt. Das weißt du.«

»Du bist ein richtiger kleiner Moralapostel, Alan. Ich muss erst das angemessene Wohlverhalten an den Tag legen, dann werde ich von dir belohnt. Aber du kannst mich nicht wie ein kleines Mädchen behandeln. Ich bin eine erwachsene Frau.«

»Dann verhalte dich auch so. Bring irgendeine Struktur in dein Leben. So, wie du es dir vorstellst, funktioniert es nicht. Du lebst in den Tag hinein, verschläfst den halben Vormittag, verbummelst die Nachmittage und tanzt und

trinkst in den Nächten. Du lässt dich von deiner Großmutter finanzieren und scheinst zu meinen, dass das irgendwie immer so weitergehen wird!«

»Es wird so weitergehen. Warum soll ich mir jetzt Gedanken machen, was in zehn Jahren ist? Es wird sich etwas finden!«

»Mae wird nicht ewig leben.«

»Dann wird jemand anderer da sein.«

»Du meinst – ein Mann?«

»Ja. Irgendein Mann wird immer da sein.«

Er hatte sie nachdenklich betrachtet, ihren sorglos lachenden Mund, ihre funkelnden Augen. »Du wirst nicht immer zwanzig sein, Maja. Du wirst nicht immer so attraktiv sein wie jetzt. Verstehst du? Es werden sich nicht dein Leben lang die Männer darum reißen, dich auszuhalten.«

»Immer musst du unken, Alan. Immer schwarzmalen! Du kannst so schrecklich fade und langweilig sein! Man wird ganz trübsinnig in deiner Gegenwart.« Sie hatte dabei gelacht, war weit von jeder Art Trübsinn entfernt gewesen.

Als er an diesem Tag am Flughafen von St. Martin aus der Londoner Maschine gestiegen war, hatte er daran gedacht, dass er es kaum würde vermeiden können, Maja zu begegnen. Zum Geburtstag seiner Mutter am Sonntag würde sie wahrscheinlich auch kommen. Er ärgerte sich, dass er überhaupt einen Gedanken daran verschwendete, aber er hatte Angst vor der Begegnung. Angst, sein Gesicht könnte die Gefühle verraten, die er für sie hegte und die er seit Jahren ebenso erbittert wie erfolglos bekämpfte. Er fragte sich, warum es ihm nicht gelang, sich Maja ein für alle Mal aus dem Herzen zu reißen. Weshalb war sie stets präsent? In seiner Londoner Wohnung, in seinem Büro. Wenn er sich mit Freunden traf und sogar, wenn er mit anderen Frauen zusammen war. Er wurde Maja nicht los.

Welch ein Armutszeugnis, dachte er manchmal.

Er hatte am Flughafen einen Wagen gemietet, und anstatt gleich zu seiner Mutter nach Le Variouf zu fahren – wozu er ohnehin keine Lust hatte und was noch früh genug geschehen würde –, hatte er den Weg nach St. Peter Port genommen und war die Straße hinaufgefahren, in der Majas Haus stand. Sie bewohnte dort eine sehr hübsche Zwei-Zimmer-Wohnung, die ihre Großmutter Mae bezahlte. Von den rückwärtigen Fenstern hatte sie einen herrlichen Blick auf das Meer und auf Castle Cornet, der Festung im Hafen der Stadt.

Er hatte gerade aus dem Auto steigen wollen, da hatte er Maja plötzlich entdeckt. Sie kam die steile Straße herauf, sehr langsam, der Hitze des Tages angemessen. Sie trug einen kurzen, engen Rock und ein weißes T-Shirt, das knapp oberhalb der Taille endete und ihren Bauchnabel freiließ. Ihre langen Beine waren braungebrannt. Sie hatte Turnschuhe an und wirkte wie immer sehr unbekümmert.

Den Mann, der sie begleitete, fand Alan mehr als suspekt. Ein südländischer Typ mit einer Menge Gel im schwarzen Haar und einer verspiegelten Sonnenbrille vor den Augen. Er war mager, aber sehnig und sicher kräftig. Er sah schlichtweg aus wie ein Vorstadt-Zuhälter.

Und vielleicht, dachte Alan, ist er das auch.

Natürlich blieb er sitzen und hoffte, dass Maja ihn nicht entdeckte. Das Auto konnte sie nicht identifizieren, und ansonsten würde sie wohl nicht so genau hinsehen. Sie strahlte den Kerl neben sich an, aber der erwiderte ihr Lächeln nicht. Er folgte ihr ins Haus, und die Tür fiel hinter ihnen zu. Alan sagte sich, dass es das Beste wäre, jetzt Gas zu geben und davonzufahren. Alles andere war purer Masochismus, und warum sollte er sich die Qual antun, hier zu sitzen und zu warten, bis die beiden da drinnen in der Wohnung ihr Trei-

ben beendet hatten? Aber irgendetwas hielt ihn zurück, ließ ihn verharren, zwang ihn, die Tortur auf sich zu nehmen und unter den Fenstern sitzen zu bleiben, hinter denen sie sich vergnügte. Irgendwann, dachte er, wird es vorbei sein. Er meinte nicht ihre sexuellen Spiele mit dem schmierigen Typen. Er meinte seine Besessenheit. Eines Morgens würde er aufwachen und feststellen, dass er Maja Ashworth nicht mehr liebte. Dass sie der Vergangenheit angehörte und er seine Freiheit zurückgewonnen hatte. Dass er andere Frauen lieben und das Leben wieder genießen konnte.

Gegen sechs Uhr hielt er es nicht mehr aus. Schon die ganze Zeit über hatte er Durst gehabt, was kein Wunder war bei dem Wetter. Aber zunehmend kristallisierte sich das Bedürfnis nach einer *bestimmten* Art des Durstlöschens heraus. Er hatte nicht einfach Durst nach Wasser oder Orangensaft. Er brauchte etwas Härteres. Wie immer. Wie an fast jedem Tag.

Dicht unterhalb von Majas Haus lag ein Pub, das um sechs Uhr öffnete. Als Alan hineinging, war außer den vier jungen Leuten hinter dem Tresen noch niemand da. Ein großes Plakat kündigte Live-Musik für den Abend an. Alan orderte einen Whisky und setzte sich damit vor den großen, gemauerten Kamin gegenüber der Bar. Eine riesige Kneipe, über zwei Stockwerke gebaut, mit wuchtigen Deckenbalken und vielen hölzernen Tischen und Stühlen. In den späteren Abendstunden, das wusste Alan noch, war es hier brechend voll. Jetzt blieb er fast eine Dreiviertelstunde völlig allein, ehe zwei Männer kamen, Fischer offensichtlich, die sich über eine Bootsfahrt mit Touristen nach Sark unterhielten. Er trank in der Zeit zwei weitere Whisky und ging dreimal auf die Toilette. Er wollte sich einen vierten Whisky bestellen, aber er dachte daran, dass er noch Auto fahren musste und dass seine Mutter wieder lamentieren würde, wenn er

nach Alkohol roch. Die ganze Zeit über hatte er zur Tür gestarrt, hatte halb und halb erwartet, Maja mit dem Typen hereinkommen zu sehen. Er wusste, dass sie die Kneipe manchmal aufsuchte. Aber heute zog sie es offensichtlich vor, im Bett zu bleiben, oder sie war mit dem Mann woanders hingegangen. Er erhob sich schwerfällig, ging zur Bar und zahlte. Dann trat er hinaus auf die Straße.

Der Herbst machte sich bemerkbar. Die Sonne war hinter den Häusern verschwunden, und die Schatten waren schon kühl. Wer jetzt draußen blieb, musste einen warmen Pullover anziehen.

Bald, dachte er, sind die Tage sehr grau. Besonders in London. Die Abende sind lang und dunkel und einsam. Man braucht eine Menge Whisky, um sie zu überstehen.

Hinter Majas Fenstern brannte kein Licht, aber das musste nicht bedeuten, dass sie fortgegangen war. Vielleicht waren sie eingeschlafen. Der Whisky machte den Gedanken ein wenig leichter.

Ist alles nicht meine Sache, dachte er, geht mich nichts an.

Er sah die Frau, als er gerade sein Auto aufschließen wollte. Sie stand auf der anderen Seite des Wagens auf dem Bürgersteig. Im ersten Moment meinte er, dass sie zwischen Auto und Hauswand nicht hindurchkonnte, denn er hatte so verwegen geparkt, dass er tatsächlich fast den ganzen Gehweg blockierte. Doch dann fiel ihm auf, dass sie sich mit beiden Händen am Wagendach festhielt. Sie war aschfahl im Gesicht, grau bis in die Lippen. Ihre Haut glänzte unnatürlich feucht.

»Ist Ihnen nicht gut?« Er konnte schlecht losfahren, solange sie sich am Dach seines Autos festkrallte. »Brauchen Sie Hilfe?«

Sie hatte ihn offensichtlich zuvor nicht bemerkt, denn sie zuckte zusammen und starrte ihn überrascht an. In ihren

Augen las er eine Verzweiflung, die ihn verblüffte. Er hatte das Gefühl, mit einem Schlag nüchtern zu werden.

»Vielleicht sind Sie den Berg zu schnell hinaufgelaufen«, mutmaßte er, »bei der Hitze kann das böse Folgen haben. Wenn Sie sich einen Moment setzen wollen ...? Warten Sie, ich schließe das Auto auf.«

Der Wagen hatte keine Zentralverriegelung. Er kam auf ihre Seite, schloss die Beifahrertür auf. »Hier. Setzen Sie sich. Sie sehen aus, als fielen Sie gleich in Ohnmacht.«

Sie bewegte fast tonlos ihre grauen Lippen. Er versuchte zu verstehen, was sie sagen wollte.

»Sie müssen lauter sprechen. Was ist los?«

Sie sank auf den Sitz. In einer unendlich müden Bewegung lehnte sie den Kopf zurück, schloss die Augen. Er trat an den Kofferraum, kramte in seiner Tasche, fand ein Stück Traubenzucker und kehrte damit zu der Frau zurück. Er wickelte den Zucker für sie aus dem Zellophan. »Essen Sie das. Es wird Ihnen guttun.«

Sie reagierte nicht, und so schob er ihr den Zucker einfach vorsichtig zwischen die Zähne. Einen Moment lang stemmte sie ihre Zunge dagegen, aber dann ließ sie es geschehen.

»Nicht kauen«, mahnte er besorgt. »Lassen Sie ihn langsam im Mund zergehen.«

Sie öffnete die Augen. »Es ... geht ... schon«, murmelte sie.

»Sie sehen aber noch immer sehr schlecht aus. Soll ich Sie vielleicht zu einem Arzt bringen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich ... habe kein Zimmer«, sagte sie mühsam.

Jetzt begriff er, was ihn schon die ganze Zeit irritiert hatte: Ihr Englisch, obwohl flüssig, war das einer Ausländerin. Auf keinen Fall stammte sie von der Insel, und sie war auch keine Engländerin. Eine Touristin offenbar. Ohne

Zimmer? Aber wie eine Landstreicherin sah sie nicht aus. Sie hatte die Augen wieder geschlossen und gab ihm dadurch Gelegenheit, sie ausgiebig zu mustern.

Er hätte nicht sagen können, ob er sie hübsch fand oder nicht. Für seinen Geschmack war sie ziemlich farblos. Sehr dünn, blass, ungeschminkt. Die blonden Haare hatte sie mit einem schmucklosen Gummi zurückgebunden. Sie trug Jeans und einen hellen Baumwollpullover, der zerknittert und verschwitzt aussah. Vielleicht hätte sie etwas aus sich machen können, aber offensichtlich interessierte es sie nicht, wie sie aussah.

»Sie haben kein Zimmer?«, fragte er. »Wann sind Sie denn angekommen?«

Sie hob erneut die Lider. Sie hat schöne Augen, dachte Alan. Sie waren von einer interessanten blaugrünen Farbe und überschattet von auffallend langen Wimpern.

»Ich bin heute gelandet«, sagte sie. »Aus Deutschland.«

»Und Sie haben kein Zimmer?«

»Es hat ... etwas mit der Buchung nicht geklappt ...« Ihr Blick wurde langsam klarer. Sie setzte sich aufrechter hin. »Es geht mir besser. Wirklich, es wird besser.«

Er sah, dass ihre Wangen tatsächlich wieder eine Spur Farbe bekamen. »Sie sehen auch schon besser aus. Aber bleiben Sie bloß sitzen!«, fügte er eilig hinzu, als er sah, dass sie Anstalten machte, aufzustehen. »So fit sind Sie nun auch wieder nicht!«

»Die Sekretärin meines Mannes wollte ein Zimmer buchen«, erklärte sie, »aber irgendetwas hat nicht geklappt.«

»Wo sollten Sie denn bleiben?«

»Im *St. George Inn*. Dort wohne ich immer. Ich habe mein Gepäck jetzt dort abgestellt. Mr. Karim – ihm gehört das Hotel – hat herumtelefoniert, aber er hat auch kein freies Zimmer mehr auftreiben können. Ich wollte zum Touris-

tikbüro gehen, unten am Hafen, und zwischendurch war ich im ...«, sie legte die Stirn in Falten, »wie heißt es? So ein Selbstbedienungsrestaurant gleich neben der Kirche. Ein wenig exotisch ...«

Er kannte es. »*The Terrace*. Dort werden Sie wohl gewesen sein.«

»Ja. Ich stand in der Schlange am Tresen. Ich hatte schon Essen und Getränke auf dem Tablett und war kurz vor der Kasse, da ...« Sie stockte.

Er musterte sie aufmerksam. »Ja?«

»Ich bekam Panik«, fuhr sie leise fort, »und der Raum drehte sich vor meinen Augen. Die vielen Menschen ... Ich war in Sekundenschnelle völlig aufgelöst. Ich musste raus, etwas anderes konnte ich gar nicht mehr denken ... Ich ließ alles fallen, das Tablett meine ich, mit dem, was darauf stand ...«

»Und dann stürzten Sie davon?«

»Ja. Ich rannte einfach weg. Ich wollte zum Hotel, zu meinen Sachen ... Ich lief die Straße hinauf, und plötzlich konnte ich nicht mehr weiter. Meine Beine waren ganz weich ... und ich hielt mich an Ihrem Auto fest ...« Sie versuchte erneut, aufzustehen, aber Alan drückte sie sanft zurück. »Einen Moment noch. Sie sind immer noch ziemlich blass um die Nase.«

»Aber ich halte Sie auf ...«

»Sie halten mich nicht auf. Wissen Sie, was? Wir gehen jetzt dort hinüber in *The Cock and Bull*«, er wies auf das Pub schräg gegenüber, »und trinken einen Schnaps. Das wird Ihnen guttun.«

»Ich muss mich um eine Unterkunft kümmern.«

»Da hätte ich eine Idee. Meine Mutter vermietet ab und zu ein Zimmer in ihrem Haus. Ich könnte sie anrufen, und wenn der Raum frei ist, könnten Sie ihn haben. Le Variouf

liegt zwar sehr einsam, ganz im Süden der Insel, aber das ist Ihnen gleich, oder?»

»Das ist mir ganz egal. Wenn ich nur weiß, wo ich schlafen kann heute Nacht.«

Sie zog sich langsam an der offenen Wagentür hoch. Sie schien noch ein wenig wackelig auf den Beinen zu sein, aber es ging ihr eindeutig besser.

»Ich muss noch zu *The Terrace*«, sagte sie, »und das Geschirr bezahlen, das ich zerdeppert habe.«

»Ich fürchte, die haben jetzt schon zu. Sie können morgen hingehen. Das eilt nicht so sehr.« Er überlegte, ob er ihren Arm nehmen sollte, unterließ es dann aber. Er würde neben ihr gehen und konnte immer noch zugreifen, wenn er merkte, dass ihr wieder schlecht wurde. Aber mit jedem Schritt wurde ihr Gang ein wenig sicherer.

Warum tat er das? Die Frau gefiel ihm nicht besonders, und nun hatte er sie in gewisser Weise am Hals. Ging mit ihr etwas trinken und hatte sich auch das Problem ihrer Übernachtungsmöglichkeit aufgeladen. Wenn seine Mutter das Zimmer nicht frei hatte oder gerade keinen Gast haben wollte – was vorkam, und wenn sie zickte, dann zickte sie –, dann konnte er dieses zittrige Nervenbündel nicht an irgendeinem Wegrand abladen. Dann musste er etwas für sie organisieren.

Ich glaube, dachte er in gnadenloser Ehrlichkeit, ich mache das nur, weil es mir ermöglicht, noch einmal in die Kneipe zu gehen und etwas zu trinken.

Im *The Cock and Bull* hatte sich inzwischen schon eine ganze Reihe von Gästen eingefunden. Die meisten lehnten an der Bar, eine Gruppe hatte sich um den Kamin versammelt. Die Musiker der Live-Band waren gerade eingetroffen und packten ihre Instrumente aus. Ein Künstler stimmte sein Cello.

Die Frau blieb in der Tür stehen und sah plötzlich aus, als wollte sie umkehren und davonlaufen. »So viele Menschen...«

»Das sind nicht viele. In dem großen Raum verteilt sich das doch.« Er hoffte, sie würde keinen Rückzieher machen, denn nun konnte er den Alkohol schon riechen, und die Gier fiel ihn unvermittelt an. »Setzen Sie sich in die Nähe der Tür. Dann haben Sie das Gefühl, jederzeit hinausgehen zu können.«

Er redete mit Engelszungen auf sie ein. Schließlich hatte er sie so weit, dass sie zögernd in Türnähe Platz nahm – auf der äußersten Stuhlkante schwebend, ständig sprungbereit, mit einem Gesichtsausdruck, als sei sie von schrecklichen Gefahren förmlich umzingelt. Er ging zum Tresen und fragte, ob er telefonieren könne, und kippte dabei schon den ersten Schnaps. Die Fremde ging ihm auf die Nerven, aber der Alkohol hatte ihn stabilisiert. Genug jedenfalls, um die Vorwürfe seiner Mutter ertragen zu können, von denen er wusste, dass sie kommen würden.

Natürlich hatte sie sich Sorgen gemacht. Sie wusste, wann sein Flugzeug gelandet war, und hatte sich gefragt, wo er blieb.

»Hättest du nicht wenigstens anrufen können? Wo bist du denn jetzt? In einer Kneipe?«

Angesichts der eindeutigen Hintergrundgeräusche konnte er es kaum abstreiten. »Ja, mit einer Bekannten.« Er wusste nicht einmal den Namen der Frau, aber das musste er seiner Mutter nicht sofort auf die Nase binden. »Hör zu, Mummy, ist dein Fremdenzimmer zufällig frei? Hättest du Lust auf einen Gast?«

Wie er geahnt hatte, zierte sie sich. »Eigentlich nicht. Am Sonntag haben wir das große Fest, es ist viel vorzubereiten, und...«

»Diese Frau ist vollkommen pflegeleicht.« Sie erschien ihm hochgradig neurotisch, aber auch das behielt er vor-sichtshalber für sich. »Ich bringe sie nachher mit. Sie hat keine andere Übernachtungsmöglichkeit. Es wäre schön, wenn du helfen würdest.«

Sie seufzte. »Hauptsache, du lässt dich endlich einmal bli-cken. Du warst so lange nicht mehr auf Guernsey, und kaum kommst du einmal, vertust du einen ganzen Nachmittag in einer Bar. Ich mache mir Sorgen, Alan. Du weißt, dass es gefährlich bei dir ist, wenn du einmal mit dem Trinken anfängst. Du ...«

Er konnte es nicht mehr hören. »Bis nachher, Mummy. Es wird nicht allzu spät!« Er legte den Hörer auf, ließ sich zwei Whisky einschenken und ging damit an den Tisch zurück. Die Fremde saß inzwischen so weit vorne auf der Stuhlkante, dass er fürchtete, sie werde jeden Moment hinunterfallen.

»Hier!« Er stellte das Glas vor sie hin. »Trinken Sie das. Übrigens, ich heiße Alan Shaye.«

»Franca Palmer. Aus Berlin.« Sie nippte an ihrem Whisky. Ihre Augen schweiften gehetzt durch den Raum, saugten sich dann an Alan fest. »Was hat Ihre Mutter gesagt?«

»Es klappt. Das Zimmer ist frei, Sie können es haben.« Er setzte sich neben sie. Der Geruch des Malt im Glas machte ihn ganz schwach. Er wusste, er hätte nicht ein zweites Mal hierherkommen dürfen. Jetzt würde er möglicherweise mit dem Trinken nicht mehr aufhören können, und er kannte das Ende: Alan Shaye, das lallende Häufchen Elend, am Boden kriechend.

Er sah, dass Franca offenbar anfang, sich zu entspannen. Die Aussicht, ein Zimmer für die Nacht zu haben, gab ihr ein wenig Kraft zurück.

»Mein Gott«, sagte sie, »was für ein Tag!«

»Wahrscheinlich war alles ein wenig zu viel für Sie«, meinte Alan, »und da hat dann Ihr Kreislauf schlappgemacht. Morgen geht es Ihnen sicher wieder viel besser.«

Ihre Augen begannen schon wieder zu zucken. Es machte ihn rasend zu sehen, dass sie ihren Whisky kaum mit den Lippen berührte. Er hatte sein Glas schon fast wieder leer. Am liebsten hätte er nach ihrem gegriffen und davon getrunken.

»Morgen«, sagte sie, »muss ich zur Bank.«

»Das wird kein Problem sein. Von Le Variouf aus können Sie mit dem Bus fahren. Aber wahrscheinlich kann Sie auch jemand mitnehmen. Ganz sicher fährt meine Mutter morgen nach St. Peter Port und ich wahrscheinlich auch. Also machen Sie sich keine Gedanken.«

Sie seufzte tief, drehte ihr Glas hin und her.

Wovor, fragte er sich, hat sie so schreckliche Angst? Sie sieht aus wie ein Kaninchen, das vor einem Gewehrlauf sitzt.

»Ich werde bis Montag auf Guernsey bleiben«, erzählte er. Im Grunde hatte er kein Interesse, der Fremden irgendetwas über sein Leben mitzuteilen, aber er wollte eine Unterhaltung in Gang bringen – in erster Linie deshalb, um sich von den quälenden Gedanken an das nächste Glas Whisky abzulenken.

»Ich lebe in London. Aber ich bin auf der Insel aufgewachsen. Die Familie meiner Mutter lebt seit Generationen hier.«

»Was machen Sie in London?«, erkundigte sie sich höflich. »Ich meine, beruflich?«

»Ich bin Rechtsanwalt.«

»Ein interessanter Beruf.«

»Ich mag ihn. Ich wollte Anwalt werden, solange ich denken kann.« Er überlegte kurz. »Und London gefällt mir

auch sehr gut. Ich möchte in keiner anderen Stadt leben. Sind Sie je in London gewesen?»

»Nein. Ich bin als Kind manchmal gereist, aber in London war ich nie.«

»Und heute reisen Sie überhaupt nicht mehr?»

Sie schüttelte den Kopf. »Seit fast zehn Jahren nicht.«

»Und warum?»

Er merkte, dass er sie mit der Frage in Verlegenheit brachte. »Wenn ich zu indiskret bin ...«

»Nein, nein.« Sie überlegte. »Ich weiß nur nicht genau, wie ich Ihnen antworten soll. Es ist eine lange Geschichte.«

Er hatte eigentlich keine Lust auf ihre Lebensbeichte, zumal er den Verdacht hatte, dass sie höchst langweilig war. Aber er wollte nicht nach Hause. Er wusste, dass er inzwischen zumindest angetrunken war, und er konnte das Lamento seiner Mutter einfach nicht ertragen. Er wollte auch nicht ins Bett. Wahrscheinlich würde er dann anfangen, über Maja nachzudenken und schließlich über sich, und irgendwann würde das wieder in einer quälenden Selbstanalyse enden.

»Erzählen Sie mir doch Ihre Geschichte«, ermunterte er sie, »nachdem Sie nun schon beinahe bewusstlos neben meinem Auto zusammengebrochen sind ...«

Sie lächelte, aber es war ein gequältes Lächeln. »Wo soll ich anfangen? Ich ...« Dann unterbrach sie sich plötzlich, und ihr Gesicht trug auf einmal einen sachlichen Ausdruck, den Alan als sehr anziehend empfand und der ihr, wie er dachte, viel besser stand als die Leidensmiene, die sie zuvor getragen hatte. »Ach, eigentlich lässt es sich auch in ein paar wenigen Worten sagen. Ich war Lehrerin. Ich bin in meinem Beruf gescheitert. Irgendwie komme ich seitdem seelisch nicht mehr richtig auf die Beine. Und seit einigen Jah-

ren lebe ich mit starken Beruhigungsmitteln. Ich kann ohne die Tabletten praktisch gar nicht auf die Straße gehen.«

»Oh...«, sagte Alan überrascht. Er hätte diese langweilige Person nicht für eine Medikamentenabhängige gehalten. Aber, fragte er sich sofort, was denkst du, wie Medikamentenabhängige aussehen? Irgendwie dramatisch? Es waren wohl völlig normal wirkende Menschen, denen so etwas passiert.

»Dann war das heute...«, deutete er eine Vermutung an.

Franca nickte. »Es war nicht die Hitze. Nicht der Kreislauf. Ich habe meine Tabletten vergessen. Daheim in Deutschland. Eine einzige hatte ich noch. Mit der habe ich den Flug geschafft. Aber dann ließ die Wirkung nach – in der Warteschlange von *The Terrace*. Na ja«, sie zuckte mit den Schultern, »und den Rest kennen Sie.«

»Ja. Den Rest kenne ich.« Er stand auf. »Entschuldigen Sie, ich hole mir nur noch einen Whisky.« Es fiel ihm ein wenig schwer, den Kurs auf die Bar zu halten. Ihm war schwindlig, und er hoffte nur, dass er den Heimweg mit dem Auto schaffen würde. Ich dürfte eigentlich nicht mehr ..., dachte er, aber zugleich wusste er, dass er nicht würde verzichten können. Sein ganzer Körper verlangte nach noch mehr Alkohol. Und seine Seele. Mit jedem Schluck wurde ihm Maja gleichgültiger, aber noch war sie ihm nicht gleichgültig genug. Er brauchte noch ein, zwei Gläser, und dann würde er gelassen zusehen können, wie sie mit jedem Mann der Insel vögelte.

Ziemlich wacklig kehrte er mit dem Glas in der Hand zum Tisch zurück, wo die blasse Frau aus Deutschland immer noch auf der äußersten Stuhlkante balancierte, ihr volles Glas umklammert hielt und jeden Neuankömmling aus schreckgeweiteten Augen ansah.

Wie schwach sie ist, dachte er mit einem Anflug von Aggression, aber gleich darauf hätte er fast gelacht: Wer war er,

so zu denken? Er hielt sich am Alkohol genauso fest wie sie sich an ihren Tabletten. Seine Ängste, seine quälenden Gedanken, seine Phobien mochten anderer Natur sein als ihre, aber das spielte im Grunde gar keine Rolle. Es gelang ihm nicht, das Leben ohne Whisky zu ertragen, und sie musste Tranquilizer schlucken, um überhaupt auf die Straße gehen zu können.

Da haben sich wirklich zwei gefunden, die in einem Boot sitzen, dachte er, und angesichts ihres zerquälten Gesichts empfand er diese Vorstellung als äußerst unangenehm. Er hatte doch wohl keinesfalls eine ähnlich labile Ausstrahlung wie sie? Oder vielleicht war das bereits der Fall, und er merkte es nur nicht?

»Ab und zu scheinen Sie aber doch zu reisen«, stellte er fest, »denn sonst wären Sie ja nicht hier, oder?«

»Zweimal im Jahr«, sagte sie. »Zweimal im Jahr fliege ich für zwei oder drei Tage nach Guernsey. Das ist aber auch alles.«

»Und das schaffen Sie?«

Sie hob entschuldigend die Schultern. »Mit Hilfe der Tabletten, ja.«

»Und warum bleiben Sie immer nur so kurz? Da lohnt sich der Flug doch kaum. Und Sie können die Insel gar nicht kennenlernen.«

Sie druckste ein wenig herum. »Ich bin geschäftlich hier. Für meinen Mann.«

»Verstehe.« Er verstand tatsächlich. Vermutlich handelte es sich um eine Steuergeschichte. Er nahm an, dass Franca Gelder abhob, die ihr Mann an der deutschen Steuer vorbei nach Guernsey gebracht hatte. Geschäfte dieser Art hatten sie hier ständig. Ihn ging es nichts an. Auch wenn illegale Machenschaften dahintersteckten, er brauchte sich darum nicht zu kümmern.

»Sie sollten sich mal länger auf der Insel aufhalten«, meinte er, »diesmal zum Beispiel. Das Wetter ist herrlich. Und es soll die ganze nächste Woche so schön bleiben. Sie könnten wandern und schwimmen und sich ein wenig erholen.«

Sie lächelte sehr müde. »Das geht nicht. Ich muss so schnell wie möglich nach Hause. Ich brauche meine Tabletten und das Rezept meines Arztes. Sie verstehen nicht...« Sie runzelte die Stirn, schien angestrengt zu überlegen, wie sie ihm den komplizierten Sachverhalt klarmachen könnte. »Es geht mir sehr schlecht ohne die Medikamente. Ich kann dann nicht für mich garantieren. Ich habe entsetzliche Panikanfälle, von denen ich nicht weiß, wie ich sie durchstehen soll.«

»Aber diesen haben Sie durchgestanden.«

Sie sah ihn erstaunt an. »Was meinen Sie?«

»Na ja, Sie haben doch vor ungefähr zwei Stunden in *The Terrace* einen solchen Panikanfall bekommen. Und Sie konnten dabei nicht auf Ihre Tabletten zurückgreifen. Sie haben ihn durchgestanden.«

»Nun, ich...«

»Nein. *Sie haben ihn durchgestanden*, Es war schlimm, es war fürchterlich, aber Sie sind nicht daran gestorben.«

»Ich *dachte*, ich sterbe. Ich wusste nicht mehr...«

Diesmal zögerte er nicht, sie anzufassen. Er legte ihr beruhigend die Hand auf den Arm. Er konnte das leise Zittern in ihrem Körper spüren. »Sie *dachten*, Sie sterben. Sicher, das kann ich verstehen. Sie dachten, Sie stehen es nicht durch. Aber was war dann?«

»Sie kamen vorbei und kümmerten sich um mich.«

Er schüttelte den Kopf. »Ich habe Ihnen einen Sitzplatz in meinem Auto angeboten. Aber das war nicht entscheidend. So oder so, die Panik wäre verebbt. Das ist einfach so.«

»Woher wollen Sie das wissen?«

»Ich denke, so ist das Prinzip. Und der Vorgang mit Ihnen hat das bestätigt. Ich denke, Sie haben seit sehr langer Zeit zum ersten Mal wieder die Panik bis zu ihrem Höhepunkt kommen lassen. Zwangsläufig, weil Sie sie diesmal nicht vorher mit Ihren Pillen abfangen konnten. Aber nichts, gar nichts kann höher steigen als bis zu seinem eigenen Höhepunkt. Danach beginnt es wieder zu fallen. Das ist wie mit den Wellen des Meeres. Sie steigen und steigen, türmen sich auf, hoch, bedrohlich. Sie schwellen immer mehr an. Doch dann ist der Scheitelpunkt erreicht. Sie kippen und stürzen in sich zusammen. Und dann rollen sie ganz flach und schäumend über den Sand.«

Sie schob ihr Glas von sich. »Ich bin entsetzlich müde. Glauben Sie, wir könnten jetzt fahren?«

Sein Glas war wieder leer. Normalerweise hätte er nun weitergetrunken bis zur Besinnungslosigkeit, er befand sich genau auf der richtigen Schiene. Aber vielleicht sollte er ihrer Bitte nachkommen und es als Fügung betrachten. Jetzt mit ihr nach Hause zu gehen, würde ihn vor einem furchterlichen Absturz bewahren – und vor einem äußerst schmerzhaften Kater am nächsten Morgen.

»Okay«, gab er nach, »wir gehen.« Er stand auf. Es machte ihn fast verrückt, die goldfarbene Flüssigkeit in ihrem Glas zu betrachten – den Whisky, den sie nicht mehr trinken würde und den er ... Nein, er würde es nicht tun. Sogar die labile Person hatte es ohne Droge geschafft; es war das Mindeste, es ihr jetzt gleichzutun.

»Sie sollten an diesen Tag immer denken«, sagte er, als sie nebeneinander hinaus in die Dunkelheit traten. Die frische, salzhaltige Luft tat ihnen gut. »Sie sollten sich erinnern, wie es war, als die Panik kam und Sie ihr nichts entgegenzusetzen hatten. Wie es sich anfühlte, als sie anstieg und an-

stieg und Ihnen den Atem nahm und Sie dachten, Sie müssten sterben. Und wie sie dann in sich zusammenfiel. Wie Sie wieder atmen konnten, ruhig und gleichmäßig. Wie das Zittern aufhörte. Wie die Gedanken wieder klar wurden und Sie feststellten, dass Sie am Leben bleiben würden. Und so wird es immer sein.«

»Wie wird es sein?«, fragte sie verwirrt.

»Sie werden nie daran sterben. Sie werden Ihre Panik jedes Mal überleben. Das bedeutet, Sie müssen nicht halb so viel Angst haben, wie Sie jetzt empfinden.«

Sehr leise sagte sie: »Ich habe aber Angst. Und ich glaube, ich werde nicht aufhören können, mich zu fürchten.«

»Vielleicht doch. Wenn Sie an diesen Tag denken.« Er schloss die Autotür auf. »Es war bestimmt das erste Mal seit sehr langer Zeit, dass Sie eine Panik durchgestanden haben, oder?«

»Ja.«

»Sie sollten stolz darauf sein. Und sich als Siegerin fühlen. Was Sie einmal geschafft haben, das schaffen Sie immer wieder.«

Sie schloss für einen Moment die Augen. »Bitte, fahren Sie jetzt.«

»Wir holen noch Ihr Gepäck bei Reza Karim«, schlug er vor, »okay?«

Sie antwortete nicht. Sie lehnte den Kopf zurück, vertrauensvoll wie ein kleines Kind.

Dieser Tag konnte ja nicht anders enden, dachte er resigniert, ich hätte einfach nicht herkommen sollen.

Er warf einen letzten kurzen Blick zu Majas Fenstern hinauf.

In der Wohnung war es noch immer dunkel.

Dieser schreckliche Doppelgeburtstag, der jedes Jahr mit so viel Brimborium gefeiert werden muss, dachte Beatrice gereizt.

Ihr selbst hätte es überhaupt nichts ausgemacht, den 5. September stillschweigend zu übergehen. Sie fand, dass es nicht unbedingt Grund für eine fröhliche Festlichkeit gab, wenn man schon wieder ein Jahr älter wurde, und schon gar nicht, wenn man erst mal über siebzig war. Sehr viel Gutes würde das Leben kaum noch bringen, und sie hasste es, wenn die Gratulanten in ihrem Bemühen, die bittere Pille zu versüßen, genau *das* immer behaupteten.

»Du wirst sehen, Beatrice, das Leben hält noch Turbulenzen bereit«, hatte Mae gesagt, sie an sich gedrückt und ihr ein Hermès-Tuch überreicht. Beatrice würde das Tuch nie tragen, und Mae wusste das, aber sie war fest entschlossen, in ihrem Bemühen, Beatrice zur feinen Dame umzustylen, nicht nachzulassen.

»Steter Tropfen höhlt den Stein«, sagte Mae oft, aber Beatrice hatte nicht den Eindruck, dass dies in ihrem Fall zutreffen würde.

»Aber, Mae, auf Turbulenzen habe ich gar keine Lust«, hatte sie gesagt, und Mae hatte erwidert, nach Lust oder Unlust werde man im Leben nie gefragt, grundsätzlich nicht. Mae liebte philosophisch angehauchtes Geplänkel – hirnlose Amateurpsychologie nannte Beatrice das im Geheimen.

Sie hielt sich abseits an diesem Tag, überließ es Helene, Mittelpunkt und gefeiertes Geburtstagskind zu sein. Helene wollte das Fest, Jahr für Jahr, und nie brachte es Beatrice fertig, ihr diesen Wunsch abzuschlagen. Obwohl sie sich grässlich fühlte, versöhnte sie zumindest Helenes glücklicher

Gesichtsausdruck mit dem Gewaltakt, den sie sich antun musste. Helene sah oft unfroh und frustriert aus, aber an diesem Tag lächelte sie, und in ihren Augen lag ein Glanz, der sich niemals sonst zeigte. Sie trug ein geblühtes Sommerkleid, für das sie eigentlich zu alt war, aber Helene besaß überhaupt nur Kleider, die sich für Frauen geeignet hätten, die mindestens dreißig Jahre jünger waren als sie. Sie hatte überdies ziemlich viel Rouge und Lippenstift aufgelegt und eine künstliche Rose an ihrem aufgesteckten Haar befestigt. Sie hielt ein Champagnerglas in der Hand, plauderte mit den Gästen und wirkte gelöst und entspannt.

Beatrice beobachtete Kevin, der am Buffet stand und die angebotenen Speisen misstrauisch musterte. Als exzellenter Hobbykoch stellte er hohe Ansprüche an kulinarische Genüsse, und selten fand etwas Gnade vor seinem verwöhnten Gaumen. Beatrice stellte amüsiert fest, dass er offenbar schon wieder Mängel entdeckte. Das Buffet war von einem sehr guten Partyservice in St. Peter Port geliefert worden, aber Kevin würde eine Reihe von Haaren in der Suppe finden, würde am nächsten Tag dort anrufen und sich mit spitzer Stimme beschweren.

»Hallo, Beatrice«, sagte eine raue Frauenstimme, »du siehst aus, als wünschtest du dich ans Ende der Welt.«

Beatrice wandte sich um. Maja war an sie herangetreten und sah sie aus spöttischen Augen an. Sie trug ein Fähnchen von einem Kleid, eine Art schwarzes Nichts, das allzu viel von ihrem makellos gebräunten Körper sehen ließ. Die langen Haare fielen offen bis zur Taille herab. Finger- und Fußnägel hatte sie schwarz lackiert, und an ihrem rechten Handgelenk klimperten mehrere dünne, silberne Armreifen.

»Hallo, Maja«, erwiderte Beatrice. Wie immer, wenn sie Maja auch nur einen Tag lang nicht gesehen hatte, fühlte sie sich für einen Moment überwältigt von der Attraktivität

der jungen Frau. Maja hatte eine Ausstrahlung von Jugend und Erotik, die anderen Menschen manchmal die Sprache verschlug. Ihr Körper schien sich stets in einer Haltung von Erwartung und Provokation zu befinden, ihre kleinen, festen Brüste waren wie eine einzige Herausforderung.

»Dieses Mädchen muss lediglich eine Bewegung machen, einen Satz sagen oder auch einfach dastehen«, hatte Mae einmal gesagt, »und immer scheint sie dabei eine Aufforderung zum Beischlaf auszusprechen. Ich frage mich, was das ist! Wahrscheinlich kann sie gar nichts dafür.«

Aber sie weiß es ganz genau, dachte Beatrice nun, sie ist sich ihrer Wirkung in jedem Moment bewusst, und sie setzt sie höchst kalkuliert ein.

»Ich sollte dir jetzt zum Geburtstag gratulieren«, sagte Maja, »aber da ich annehme, du kannst keine Glückwünsche mehr hören, lasse ich es lieber. Soll ich dir stattdessen irgendetwas holen?«

»Danke, nein. Ich frage mich, wie ihr alle so viel Champagner trinken könnt. Mir ist es dafür viel zu heiß.«

»Ach, ich kann Champagner eigentlich immer trinken.« Maja ließ ihren Blick schweifen und blieb an Kevin hängen, der sich, inzwischen schon fast angewidert wirkend, vorsichtig einige Essensproben auf einen kleinen Teller lud. »Sieht Kevin nicht wieder einmal großartig aus?«, fragte sie. »Ich habe noch nie einen Mann mit einem solchen Körper erlebt. Er weiß auch genau, wie er sich anziehen muss. Diese Jeans sind einfach toll.«

Für Beatrice war eine Jeans wie die andere; es gelang ihr nie, herauszufinden, nach welchen Kriterien die jungen Leute diese Art von Kleidungsstücken als entweder völlig unmöglich oder als den letzten Schrei einstufte. Aber in jedem Fall hatte Maja recht: Kevin sah fantastisch aus. Neben ihr war er der schönste Mensch im Raum.

»Ihr beide würdet ein optisches Traumpaar abgeben«, meinte Beatrice, »aber leider kann daraus ja nichts werden.«

»Es würde wirklich allein bei der Optik bleiben«, sagte Maja, »und das wäre auf die Dauer zu wenig.«

Beatrice lachte. »Vor allem für dich. Du würdest durch eine Art Sinnkrise gehen.«

Maja stimmte in ihr Lachen ein. »Da hast du vermutlich recht. O Gott, ich fürchte, ich werde Helene gratulieren müssen. Sie wird mich wieder mit diesem Blick mustern, der mir das Gefühl gibt, ein Flittchen zu sein, und es wird mir bewusst werden, dass mein Kleid etwas offenherzig ist. Komisch, nicht? Helene ist der einzige Mensch, der mich irgendwie einschüchtern kann. Ob es daran liegt, dass sie Deutsche ist? Man sagt ja, dass die Deutschen ...«

»Vorsicht«, warnte Beatrice, »sag so etwas bloß nicht zu ihr! Das könnte einen hysterischen Ausbruch heraufbeschwören. Mit ihrer Herkunft kommt sie überhaupt nicht zurecht.«

»Sie verkompliziert da etwas, was gar nicht kompliziert ist. Sie ist Deutsche, na und? Die alten Feindschaften existieren doch schon lange nicht mehr.«

»Nicht für dich und deine Generation, und das ist gut so. Aber auf Guernsey leben viele Menschen, die den Krieg noch sehr bewusst mitbekommen haben. Helene kam als Frau eines Besatzungsoffiziers hierher. Das kann sie nicht vergessen, und eine ganze Reihe von Leuten vergisst es auch nicht.«

»Sie ist inzwischen eine von hier. Niemand wirft ihr irgendetwas vor.«

Beatrice sah zu Helene hinüber, die gerade mit einem kleinen Mädchen sprach, das ihr einen Blumenstrauß überreicht hatte.

»Die Zeit damals«, sagte sie, »hat uns alle auf eine gewisse

Weise traumatisiert. Jeder geht anders damit um, aber da ist manches, was nie vergessen sein wird.«

Majas Blick verriet, dass ihre Gedanken abschweiften. Beatrice kannte das schon. Die jungen Leute mochten nichts hören vom Krieg, von der Zeit der deutschen Besatzung auf den Kanalinseln. Das war lange her und hatte mit ihnen nichts mehr zu tun. Es interessierte sie nicht, was damals geschehen war, und Maja, mit ihrer Leidenschaft für Nachtclubs, Männer und Affären, interessierte es schon gar nicht.

»Ich bringe das mit Helene jetzt hinter mich«, sagte sie.
»Wir sehen uns noch, Beatrice, bis nachher!«

Sie trat auf Helene zu, und deren Miene verdüsterte sich sofort.

Sie und Maja werden nie zueinanderfinden, dachte Beatrice.

Sie hatte inzwischen größte Lust, ihre eigene Geburtstagsparty unauffällig zu verlassen, da sah sie, dass Alan den Raum betrat. Den ganzen Morgen über hatte er sich noch nicht blicken lassen. Sie seufzte tief. Sie konnte nicht in dem Moment verschwinden, da ihr einziger Sohn zum Gratulieren kam.

Alan sah seinem Vater immer ähnlicher, je älter er wurde. Er hatte dunkle Haare und dunkle Augen und wirkte manchmal wie ein südfranzösischer Lebemann. Er war attraktiv, doch von den Spuren seines exzessiven Alkoholgenusses deutlich gezeichnet. Seine Haut neigte bereits zur Schläflichkeit, obwohl er erst zweiundvierzig Jahre alt war, und er hatte auffallend starke Tränensäcke unter den Augen. Er war längst Alkoholiker, da machte sich Beatrice nichts vor, auch wenn sein Leben nach außen hin noch funktionierte, er seinem Beruf erfolgreich nachging und seine Sucht noch

immer recht gut vertuschen konnte. Beatrice wusste, dass er einige Jahre zuvor eine Affäre mit Maja gehabt hatte – zumindest hatte sie geglaubt, es habe sich nur um eine Affäre gehandelt. Aber irgendwann war ihr klar geworden, dass Alan sich in die Geschichte mit dem jungen Mädchen viel tiefer verstrickt hatte, als er jemals zugeben würde. Er war wie besessen von dieser Frau. Beatrice konnte nicht verstehen, wie ein interessanter und gebildeter Mann sich so stark zu einer so oberflächlichen Person hingezogen fühlen konnte, denn so hübsch Maja war, kein Mann von Verstand würde ernsthaft eine längerfristige Verbindung mit ihr anstreben wollen. Maja würde sich nie zu einer treuen Ehefrau wandeln können. Sie würde dem Mann an ihrer Seite ohne Unterlass Hörner aufsetzen – und Beatrice hoffte, dass Alan dies irgendwann erkennen und sich davon angewidert zeigen würde.

»Hallo, Alan«, sagte sie, als er vor ihr stand, »es ist Sonntag, es ist elf Uhr am Vormittag, und du bist schon wach. Soll ich das als besonderes Zeichen deiner Zuneigung zu mir werten?«

Alan hauchte ihr einen Kuss auf die Wange. Sein Atem roch stark nach Pfefferminz, aber die Bonbons, die er ganz offensichtlich aus Tarnungsgründen gelutscht hatte, konnten die darunter schwingende Whiskyfahne nicht verbergen.

»Meinen Glückwunsch zum Geburtstag, Mummy. Du siehst gut aus für dein Alter, wirklich!«

»Das ist wahrscheinlich als Kompliment gemeint. Danke, Alan.« Sie sah, dass sein Blick suchend im Raum umherschweifte. »Maja steht dort drüben bei Helene, falls du herausfinden möchtest, ob sie da ist«, sagte sie. »Du wirst Gelegenheit haben, sie zu begrüßen.«

Alan lächelte, aber er sah dabei ein wenig gequält aus.

»Ich habe gar nicht nach Maja geschaut, Mummy. Ich habe mich nur umgesehen, wer überhaupt so da ist. Jede Menge alter Damen, so scheint es. Hast du so viele Freundinnen? Oder eher Helene?«

»Es sind Bekannte. Keine von den alten Schachteln steht mir besonders nahe, aber wenn es irgendwo gratis etwas zu essen und zu trinken gibt, strömen sie in Scharen herbei. Ehrlich gesagt, könnte ich auf jede einzelne von ihnen verzichten, aber Helene braucht das Gefühl, dass ihr Geburtstag ein ganz besonderes Fest ist, und so spiele ich eben mit.«

»Hm.« Alans Blick hatte sich für einen Moment an Maja geheftet, die noch immer mit Helene sprach. Er sah rasch zur Seite, als er bemerkte, dass seine Mutter ihn aufmerksam musterte.

»Und, Mum, wie geht es sonst so?«, fragte er leichthin. »Was machen die Rosen? Ist dir eine neue, tolle Kreuzung geglückt?«

»Ich habe es schon lange nicht mehr versucht. Nein, von den Geschäften habe ich mich völlig zurückgezogen. Ich lebe in den Tag hinein und tue nur, was mir Spaß macht.« Sie verzog das Gesicht, halb spöttisch, halb traurig. »Wenn man alt ist, wird das Leben langweilig, weißt du?«

»Aber dein Leben doch nicht, Mum!« Alan nahm sich ein Champagnerglas von einem Tablett, das vorübergetragen wurde. Durstig trank er es sogleich in einem Zug zur Hälfte leer. »Du hast doch immer etwas vor und bist ständig beschäftigt. Ich glaube, ich habe dich kaum je untätig erlebt.«

»Das ändert nichts daran, dass die Dinge, die ich tue, langweilig sind. Aber lass uns von etwas anderem sprechen. Beruflich ist alles in Ordnung bei dir?«

»Klar.« Sein Glas war leer, aber er hatte Glück: Das Tablett wurde zum zweiten Mal an ihm vorbeigetragen,

er konnte sofort Nachschub beschaffen. »Weißt du, Kontakte sind einfach wichtig in meinem Job, und damit hatte ich noch nie Probleme. Ich kenne einige recht einflussreiche Leute in London, und das erleichtert mir meine Arbeit immer wieder.«

»Wie schön. Ich freue mich, wenn alles gut läuft«, sagte Beatrice. Das leise Zittern seiner Hand, mit der er das Glas hielt, weckte Besorgnis in ihr. Er hatte am Tag seiner Ankunft auf Guernsey getrunken, an jenem Abend, als er irgendwann aus der Kneipe in St. Peter Port aufgetaucht war, eine junge Frau im Schlepptau, die er auf der Straße aufgesammelt hatte. Es hatte sie geärgert, dass ihn sein erster Weg auf Guernsey in ein Wirtshaus geführt hatte, aber wenigstens war es *Abend* gewesen. Freitag und Samstag war er daheim geblieben, hatte zwar abends zum Essen Wein getrunken, aber nicht auffallend viel. Jetzt war es *früher Vormittag*, und er hatte bereits dem Whisky zugesprochen. Vielleicht, dachte sie, hat er das in den letzten Tagen genauso gemacht, und ich habe es nur nicht gemerkt.

Dieser Gedanke deprimierte sie tief. Sein Verfall war weiter vorangeschritten, als sie geahnt hatte.

»Und... privat?«, fragte sie vorsichtig. »Irgendetwas Neues?«

»Privat geht es mir wirklich gut«, erwiderte Alan sofort, beinahe etwas zu rasch und zu fröhlich, um glaubhaft zu wirken. »Mal die eine Geschichte, mal die andere. Ohne dass es jemals zu eng wird. Eine normale, bürgerliche Beziehung passt wohl gar nicht zu mir.«

Beatrice wusste, dass er sich nach einer *normalen, bürgerlichen Beziehung* sehnte, aber es war klar, dass er es niemals zugeben würde. »Man sollte durchaus eine feste Bezugsperson haben im Leben«, sagte sie, »es geht dann einfach alles besser. Die sogenannte Freiheit hat nur einen trügerischen

Reiz. Irgendwann besteht sie nur noch aus Leere und Überdruß.«

»Mummy...«, sagte Alan ungeduldig, aber sie unterbrach ihn sofort: »Es ist dein Leben, ich weiß. Ich habe kein Recht, mich einzumischen. Aber ich frage mich eben, ob es dir privat wirklich so gut geht, wie du behauptest. Die Tatsache, dass du bereits am Morgen schon nicht mehr ohne Alkohol auskommen kannst, deutet darauf hin, dass du vielleicht ein paar ziemlich gewichtige Probleme hast.«

»Was heißt, ich komme schon am Morgen nicht mehr ohne Alkohol aus?«, fragte Alan erregt. »Ist das hier eine Party oder nicht? Schau dich mal um, außer dir trinkt jeder Champagner! Ich meine, weshalb lässt du Alkohol anbieten, wenn du dann herummeckerst, dass man ihn tatsächlich trinkt?«

»Ich meine nicht den Champagner, Alan«, sagte Beatrice sanft. »Du hattest schon etwas getrunken, als du herkamst. Ich habe es ziemlich deutlich gerochen, es kann nicht nur eine Kleinigkeit gewesen sein.«

»Mein Gott, zwei oder drei Schluck Whisky nach dem Frühstück! Ist das ernsthaft eine Katastrophe in deinen Augen?«

Beatrice schüttelte den Kopf. »Nein. Aber es kann eine werden. Du betäubst dich, Alan. Ich glaube, die Leere, von der ich sprach, hat dich bereits ergriffen, und du versuchst sie zu füllen. Aber Whisky ist ein ziemlich oberflächlicher Tröster. Er gaukelt dir vor, dass alles leichter wird, aber in Wahrheit macht er alles nur schlimmer.«

Alan kippte mit aggressivem Schwung den zweiten Champagner hinunter. »Weißt du, Mummy, ich hätte eine gute Idee, wie du dir die Langeweile des Alters vertreiben könntest«, sagte er böse. »Werde doch Prediger bei den Anonymen Alkoholikern. Du hast echtes Talent für den Job.

Du wirst eine Menge gefallener Schäfchen auf den rechten Weg zurückbringen. Und ...«

»Alan, du solltest ...«

»Ich hätte ein geeignetes Objekt für deine Ambitionen. Es geht zwar nicht um Alkohol, aber um etwas Ähnliches.« Er schaute sich um, wies schließlich in eine Ecke, wo Franca Palmer auf einem Stuhl kauerte und sich aus angstvollen Augen umsah. Ein Mann, der ein paar Sätze mit ihr gewechselt und sich offensichtlich um eine Unterhaltung bemüht hatte, ging gerade entnervt davon. Es war äußerst schwierig, mit Franca in ein Gespräch zu kommen.

»Franca Palmer ist tablettenabhängig, Mummy. Sie nimmt starke Beruhigungsmittel. Sie hat Angstzustände und Panikattacken. Du könntest sie wundervoll therapieren.«

Beatrice schaute zu Franca hinüber. »Wie du gerade *sie* aufgabeln konntest, ist mir ein Rätsel. Sie hat überhaupt nichts mit den Frauen gemeinsam, die du sonst anbringst.«

»Ich sagte dir doch, es war Zufall. Sie ist mehr oder weniger in mein Auto gefallen. Kümmere dich um sie! Vielleicht nimmt sie deine Bemühungen dankbarer an als ich.«

Er drehte sich um und ging davon, griff sich demonstrativ ein weiteres Glas mit Champagner. Er blieb bei Helene und Maja stehen und begann einen von etwas fahrigem Gesten begleiteten Monolog zu halten.

»Dummer Kerl«, sagte Beatrice inbrünstig. Es reichte ihr endgültig. Sie hatte keine Lust, noch länger auf einem Fest zu bleiben, auf dem sie sich nur ärgerte. Vielleicht sollte sie die arme Spitzmaus Franca Palmer aus ihrer Ecke ziehen und zu einem kleinen Spaziergang im Garten überreden. Es interessierte sie, mehr über die Frau zu erfahren, die Alan aufgelesen und mit nach Hause gebracht hatte. Auch wenn er sie nur zufällig kennengelernt hatte, so musste doch

irgendetwas an ihr ihn genug gefesselt haben, dass er ihr seine Hilfe angeboten hatte. Vielleicht ließe sich da etwas ausbauen. Beatrice hätte eine Menge dafür gegeben, ihren Sohn von der unmöglichen Maja Ashworth loszueisen, und sie dachte, dass es nicht schaden konnte, die junge Deutsche ein wenig unter die Lupe zu nehmen.

Außerdem wollte sie ohnehin gern nach draußen. Es herrschte herrliches heißes Sommerwetter, aber es war typisch für Helene, dass sie im Haus blieb und dadurch die Gäste zwang, ebenfalls auf die Sonne zu verzichten. Helene jammerte einfach immer über das Wetter. Es war ihr entweder zu kalt oder zu heiß, zu nass oder zu trocken. Beatrice hatte noch nie erlebt, dass sie ein einziges Mal zufrieden gewesen wäre.

Sie griff sich zwei Gläser Champagner und ging damit auf Franca zu. Sie hatte keine Lust, noch länger zuzusehen, wie Helene sich feiern ließ und Alan Maja anhimmelte. Und sich dabei betrank. In spätestens zwei Stunden würde er nicht einmal mehr wissen, wie er hieß.

4

»Ich habe heute ein interessantes Buch gelesen«, sagte Franca. »Die Geschichte eines Mannes, der die deutsche Besatzungszeit auf den englischen Kanalinseln erlebt hat.«

»So?«, gab Michael zurück, müde und lustlos. Es war spät am Abend, er hatte einen anstrengenden Tag hinter sich. Er wollte längst im Bett sein, aber er war zu erschöpft, sich aufzuraffen, die Treppe hinaufzugehen, sich auszuziehen und

